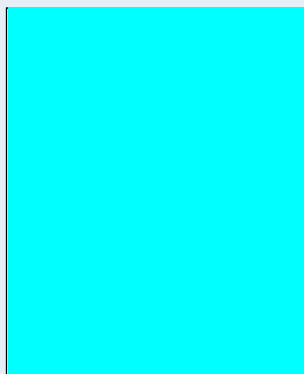


VISION

2000

Nr. 6/2015

Portrait



Die Erneuerung der Kirche

George Weigels Buch über die notwendige Reform (Seite 22)

Wie Erziehung gelingen kann

Christa Meves über die Voraussetzungen für eine glückliche Kindheit (Seite 22-23)

Das Leben vom Ende her sehen

Über die Kunst des guten Sterbens (Seite 24-25)

Nikolas lebte nur zehn Minuten

Zeugnis eines Ehepaars (Seite 25)

Verwandelt, wenn er am Alter stand

In memoriam Erzibschof Georg Eder (Seite 28)



Lasst uns aufbrechen!

Foto APA

P.b.b
Verlagsort: 1010 Wien
11Z038760M
Retouren zurück an den Absender
VISION 2000, Beatrixgasse 14a/12, 1030 Wien

Liebe Leser

Seit Anfang November locken in Wien die ersten „Advent“-Märkte mit Punsch und Schmankerln, in den Geschäften lachen uns Nikoläuse entgegen und die neue Ausgabe von VISION 2000 trägt die Bezeichnung 6/2015 – sichere Anzeichen dafür, dass sich wieder ein Jahr seinem Ende zuneigt.

Diesen Umstand nehme ich zum Anlass, Ihnen, liebe Leser – ich hoffe, Sie nehmen mir immer noch nicht übel, dass ich nicht LeserInnen schreibe – aufrichtig zu danken: für die treue Begleitung, Ihre Gebete, die finanzielle Unterstützung und die Bereitschaft, die Zeitschrift weiterzempfehlen. Um diesen Dienst möchte ich Sie heute besonders bitten. Wir haben zwar heuer wieder neue Leser dazugewonnen, aber die Zahl der Neuzugänge liegt unter dem Schnitt der letzten Jahre. Vielleicht inspiriert Sie der Schwerpunkt dieser Nummer mit dem Thema *Aufbruch* dazu, VISION 2000 als Instrument der Evangelisation Menschen, die die Zeitschrift noch nicht kennen, zur Lektüre zu empfehlen. Das wäre „urcool“, würden meine Enkel sagen.

Damit bin ich beim Schwerpunkt-Thema dieser Nummer: *Aufbruch*. Viele spüren, wie es in unserem gesellschaftlichen Gefüge knarrt und knackt. Unbehagen und Zukunftssorgen machen sich breit, auch unter den Christen. Vor den sich mehrenden Problemen sollten wir keineswegs die Augen verschließen. Als Christen sind wir berufen, die Realität nüchtern wahrzunehmen. Gleichzeitig aber fordert uns Jesus Christus immer wieder dazu auf, uns nicht zu fürchten und von Sorgen unterdrücken zu lassen. Zweifellos ein schwer zu schaffender Spagat. Aber eine für den Glauben heilsame Übung.

Wer sich ihr unterzieht, kann erfahren, dass ihm Lasten von den Schultern genommen werden. So ist es für uns Christen höchste Zeit zu erkennen: Wir müssen nicht das Abendland retten, indem wir für alle anstehenden Probleme die geeigneten Lö-

sungen anzubieten vermögen! Wir müssen weder das Flüchtlingsproblem, noch die Griechenlandkrise, noch die Umweltfrage lösen. Wohl aber können wir entscheidend zu deren Lösung beitragen, wenn wir zu Christus aufbrechen, Ihm unser Leben anvertrauen, sodass Er uns nach Seinem Willen in den Heilsplan Gottes für die Welt einsetzen kann. Das ist für eine Generation, die zu selbstbewussten Machern und Managern erzogen wurde, eine enorme Herausforderung. Aber es ist eine eminente Chance, den eigenen Glauben zu vertiefen. Ich hoffe, die Texte des Schwerpunktes ermutigen Sie zu diesem Schritt.

Der bevorstehende Advent wäre eine ideale Gelegenheit, diesen Aufbruch zu wagen.

So bleibt mir, auch im Namen unseres Teams, Ihnen, liebe Leser, nochmals Dank zu sagen und viel Freude in dieser hoffnungsfrohen Zeit und reichen Segen für das neue Jahr 2016 zu wünschen.

Christof Gaspari

Leserbriefe

Überflutet von elektronischen Medien

Ich bin eine begeisterte Leserin seit Jahren und bin sehr betrübt, dass beim Artikel von Christa Meves offensichtlich Text fehlt: „... aber noch sind sie die...“ ist das Ende des Artikels auf Seite 20. Ich konnte keine Fortsetzung finden!

Dieses Thema ist sehr wichtig und könnte sogar ein Hauptthema ihrer Zeitschrift sein. Als Beratungslehrerin arbeitend erlebe ich eine totale Überflutung durch digitale Medien – die Kinder haben massive Probleme und Störungen dadurch. Sogar meine eigenen Kinder sind sich der Gefahr nicht bewusst und überlegen gerade für Autofahrten als Unterhaltung für ihre so kleinen Buben, Filme zu installieren. Wie schön waren Autofahrten mit dem gemeinsamen Blick nach draußen, mit Unterhaltung jeglicher Art – natür-

lich anstrengend, aber so wertvoll und nachhaltig. Es trägt sogar dazu bei, spätere Anstrengungen zu vermeiden: z.B. eine Therapie, wenn es zu Suchtverhalten kommt. Sie sehen, wie wichtig mir das Thema ist, und ich denke, es gäbe viele Fachleute – ehrliche, christliche –, die meine Sorge teilen und in der Vision schreiben würden

Mag. Katharina Achammer, 5026 Salzburg

Mehrere Leser haben uns auf diesen Fehler – für den wir uns entschuldigen – aufmerksam gemacht. Es fehlen zwei Worte, so dass der letzte Satz des Artikels lautet: „Aber noch sind sie die große Ausnahme!“ Gemeint sind die Eltern, die diese Gefahr erkannt haben und den Gebrauch der Medien dem Alter der Kinder gemäß klug dosiert zulassen.

Mutter sein: die schöne Aufgabe der Frau

In der Ausgabe 4/15 war ich sehr dankbar für den Zeugnisbericht der Frau Elisabeth Köller über die Großartigkeit und Einzigartigkeit der Frau in ihrer Aufgabe als Mutter, wenn sie betrachtet und angenommen wird aus der Perspektive von Gottes Schöpfungsordnung. Welch ein Verlust für Kinder und Gesellschaft, wenn heutige Frauen diese hohe Würde, die Gott der Frau verliehen hat, weder verstehen noch leben wollen! Des weiteren habe ich dankbar die klaren Worte von P. George Elsbett von den Legionären Christi zur Kenntnis genommen. Diesbezüglich gibt es in unserer Kirche leider ein riesiges Defizit in der Verkündigung des reinen und unverfälschten Wortes Gottes. Allzu sehr hat sich der Zeitgeist eingeschlichen und der suchende Mensch findet wenig Halt. Diese Entwicklung führt dann zu dem heute so beliebten wie unseligen „Katholisch-light!“

*Ingeborg Schumacher,
D-12203 Berlin*

Hilfe für Flüchtlinge: mit Augenmaß

Eine Flüchtlingswelle sondergleichen! Kriegsflüchtlinge? Der freiwillige Einsatz und die Spendenwilligkeit vieler Österreicher für Flüchtlinge sind beachtlich. Ein wohlthuender Gegensatz zum verantwortungslosen Versagen auf hoher politischer Ebene in der

Sie möchten Leser von VISION 2000 werden?

Sie haben folgende Möglichkeiten, in unsere Adresskartei aufgenommen zu werden:

- Sie senden uns ein E-Mail an die Adresse: vision2000@aon.at
- Sie rufen zwischen 9.30 und 14 Uhr an: aus dem Inland unter Tel/Fax: 01 586 94 11, aus dem Ausland unter +43 1 586 94 11
- Sie schreiben uns eine Postkarte an die Adresse:
Vision 2000, Beatrixgasse 14a/12, 1030 Wien

• Sie spenden mittels beigelegtem Erlagschein auf eines unserer Konten und geben dabei Ihre vollständige Postadresse an, sonst sind wir nicht in der Lage, Ihnen die Zeitschrift zu schicken (Adressrecherchen unterliegen dem Datenschutz):

Konto Österreich: BAWAG PSK, IBAN: AT10 6000 0000 0763 2804, BIC: OPSKATWW

Konto Deutschland: Commerzbank, IBAN: DE89 7008 0000 0558 9885 01), BIC: DRESDEFF700

Konto Schweiz: Raiffeisenbank 6247 Schötz, IBAN: CH56 8121 4000 0037 1727 3, SWIFT: RAIFCH22

Konto Italien: Raiffeisenbank, IBAN: IT71 E08 0811 1601 0003 0100 9095, BIC: RSZBIT21103

Homepage: www.vision2000.at

VISION 2000 erscheint sechsmal jährlich.

Das Projekt ist auf Ihre Spenden angewiesen.

Flüchtlingsfrage: EU (durch Jahrzehnte), Österreich u.a. Sowohl das UNHCR als auch EU-Ratspräsident Donald Tusk beurteilen die Lage so: Was bisher geschah, ist die Spitze des Eisbergs – es werden noch Millionen Flüchtlinge kommen. Die EU erwartet fünf Millionen bereits in den nächsten drei Jahren. Die Massenwanderung beginnt erst. (...) Warnungen selbst von klarsichtigen Bischöfen aus Afrika, ... zählen nicht. (...) Daher: Ja zur Hilfeleistung in Maßen – bei auftretenden Massen mit Neigung zur Gewalt etc. und auftretender Überforderung darf diese Hilfeleistung nur selektiv und angemessenerfolgen. Überdies zählen zu den Nächsten ebenso arbeitslose bzw. arme Osterreicher. Es ist Rücksicht auf alle Staatsbürger zu nehmen.

Mag Herbert Steiner,
A-8911 Admont

Plädoyer für die Reinheit

Ich beziehe schon einige Jahre VISION2000. Sie ist meine beste Lektüre. Unlängst habe ich in kath.net – da schau ich auch gerne hinein – einen Bericht über Reinheit gelesen. Eine junge Frau hat darüber gesprochen, und ich muss bestätigen, dass es sich wahrlich sehr lohnt, bis zur Ehe zu warten. Ich hatte in der Hauptschule die große Gnade, dass uns ein Priester aufgeklärt hat in der 4. Klasse. (...) Heute bin ich fast 70, und ich muss ehrlich sagen, es hat sich gelohnt. Ich bin traurig, dass dies heute gar nicht mehr gesagt wird.

Gertraud Buchinger,
A-3351 Weisbach

Gnade im geistlichen Kampf erbitten

Sehr aufmerksam nehmen wir verschiedene Stellungnahmen von Bischöfen zu Themen der Bischofssynode wahr und messen sie an den Worten Christi, an der Lehre der von Ihm gestifteten Kirche und an den Aussagen von Kirchenvätern und Kirchenlehrern. Wie dankbar sind wir für die klaren Äußerungen der polnischen Bischofskonferenz und ihres Vorsitzenden, des Erzbischofs Stanislaw Gadecki, zur Unauflöslichkeit der Ehe, zum Empfang der hl. Kommunion, für den man sich im Stand der heilig machenden Gnade befinden muss, was bei irregulären Beziehungen ja

nicht der Fall ist. (...) Es ist selbstverständliche Pflicht der Bischöfe, „den christlichen Glauben von jedem Irrtum zu bewahren“ (Hl. Petrus Canisius). Ein Blick in die Geschichte zeigt die ungeheure Verantwortung der Bischöfe und des Papstes bei auftretenden Irrlehren. Als die Ideen Luthers auch auf England übergriffen, (...) verlangte (König Heinrich VIII.) die Annullierung seiner gültigen Ehe, um eine Hofdame heiraten zu können. Aber der Papst hielt an der Unauflöslichkeit der Ehe fest und beugte sich nicht dem Druck des Königs. Nun setzte dieser die Bischöfe unter Druck, seine Ehe als ungültig zu bezeichnen und ihn als Herrn der Kirche anzuerkennen. Alle Bischöfe beugten sich – außer einem: dem Bischof John Fisher, neben Thomas Morus und anderen Glaubenszeugen. (...) Mögen unserem Papst, den Bischöfen und Priestern das Beispiel des heiligen Bischofs John Fisher Mut schenken, ebenso tapfer die Lehre der Kirche zur Sexualmoral zu verteidigen. Unsere Pflicht als Laien ist es, den Hirten die Gnade für den harten geistlichen Kampf von Gott zu erbitten.

Hilde Bayerl, D-81241 München

Sterbehilfe – ein wichtiges Thema

Die Artikel um den Tod und vor allem das Verbot, an sich selber Hand anzulegen, könnten nicht klarer ausgeführt sein, wie wir gerade jetzt in der Diskussion mit unseren liebenswerten, menschenfreundlichen, aber hier irrenden Freunden aus Holland erfahren mussten.

Herbert Albrecht, E-Mail

Trost und Hoffnung

Heute bekam ich von einem Bekannten Kopien aus Ihrer Zeitschrift zugesandt. Er meint, dass ich Trost und Hoffnung daraus gewinnen kann im Hinblick auf Allerheiligen und Allerseelen. Am 23.10.2013 starb mein Vater und am 1.3.2014 mein 16-jähriger Enkel bei einem Mopedunfall... Er fehlt mir so sehr und natürlich seinen Eltern und dem Bruder. Das Gespräch mit P. Thomas Lackner finde ich besonders wertvoll. (...) Bitte senden Sie mir Ihre Zeitschrift zu.

Hilde Kren, 2070 Retz

Wir nehmen den Brief zum An-

lass, all jenen zu danken, die VISION2000 weiterempfehlen.

In der Schule Zeugnis geben

Ich anerkenne Initiativen und Bemühungen um ein fundiertes katholisches Bildungsangebot. Dennoch sehe ich die Gefahr, dass hier ein elitäres Grüppchen gebildet wird, das eben nicht Salz der Erde und Licht der Welt ist. Es ist Aufgabe der Eltern, die Kinder zuhause soweit zu unterweisen und ihren Glauben zu festigen, dass diese in der Lage sind, in einer öffentlichen Schule über ihre Werte und Erfahrungen Zeugnis abzulegen. Ich stamme selbst aus einem katholischen Elternhaus. Meine Eltern schickten mich allerdings ganz bewusst in keine Privat- oder Eliteschule. Ich besuchte in der Unterstufe sogar ein sozialistisches Gymnasium. Dort war ich bei Mitschülern und Lehrern verschiedenen nichtchristlichen Auffassungen ausgesetzt und lernte so zum Beispiel mit zwölf Jahren, die Ehre Mutter Teresas zu verteidigen. Für meinen Glauben an das leere Grab bekam ich in Religion ein "Gut". Eine andere nichtchristliche Freundin nahm ich später in meinen Jugendgebetkreis mit.

Mag. Anna Salehpour, E-Mail

Heilige Laien

Im Rahmen des Konzils wurde an die Bedeutung der Laien in der Kirche erinnert. (...) Ich möchte hier an zur Ehre der Altäre erhobene Laien erinnern, da sie Werte vertreten, die gerade in unserer Zeit aktuell sind und auch in Ihrer wertvollen Zeitschrift wiederholt erwähnt wurden. Da wäre z.B. der selige Franz Jägerstätter, ein Familienvater, der bewusst das Todesurteil auf sich nahm, weil er einem atheistischen Regime nicht dienen wollte, da er dies nicht mit seinem Gewissen vereinen konnte, zu nennen.

Als er noch sozusagen der „alte Jägerstätter“ war, hatte er ein lediges Kind gezeugt. Später hat er sich dazu folgendermaßen geäußert: „Für wenige Momente Wohllust riskiert der Mensch oft zeitliches und ewiges Glück.“ Nur mehr selten erinnern Priester und selbst Bischöfe daran, dass vorehelicher Sexualverkehr und erst recht außerehelicher Sünde sind und auch das ewige Heil ge-

fährden können. Ich möchte weiter an den hl. Arzt Josef Moscati, Primar aller Krankenhäuser Neapels, erinnern, der zu seinem Leitwort wählte: „Hinter uns steht der Herrgott.“ Wenn dies den Ärzten unserer Zeit mehr bewusst wäre, gäbe es wohl kaum Abtreibungen, Beihilfen zur Selbsttötung, Organentnahme von lebenswichtigen Organen bei scheinototen Menschen, damit andere noch einige Jahre länger leben können oder praktizierte Euthanasie, wie sie bereits in mehreren Ländern wie selbstverständlich durchgeführt wird.

P. Leopold Strobl OSB,
A-5152 Michaelbeuern

Klar reden

Ganz herzlich möchte ich mich für Ihren Artikel in VISION 4/2015 „Ehe gelingt nur zu dritt“ bedanken. So denken auch wir, die wir seit fast 50 Jahren in Italien wohnen. Es ist die Zeit gekommen, wo man „klar“ reden muss!

Erika Bignetti, E-Mail

Erlebnis in Yad Vashem

Ich war Ende September mit einer Reisegruppe in Jerusalem beim christlichen Laubhüttenfest in Jerusalem und habe bei dieser Gelegenheit auch eine Führung durch die Shoah-Gedenkstätte Yad Vashem mitgemacht. Diese Führung dauerte über drei Stunden nur für einen ganz groben Überblick über die Innenanlagen von Yad Vashem. Exemplarisch für verschiedene Menschengruppen wurden anhand von Fotos, Lebensläufen, Briefen einige wenige Einzelschicksale hervorgehoben, um das Unausprechliche zumindest ansatzweise begreiflich zu machen. Unsere Führerin griff dann als Beispiel eines Menschen der „offiziell“ zwar dem System diene, sich in Wahrheit aber seinem Gewissen verpflichtet fühlte, den Abschiedsbrief von Anton Schmid an seine Gemahlin heraus und las ihn vor. Fand ich sehr bewegend, auch weil ich sicher bin, dass weder die Führerin noch jemand anders aus der Reisegruppe VISION 2000 kennt. Ich dachte daran, dass auch hier die Bibel wieder recht behalten hat: „Das Andenken des Gerechten bleibt im Segen; aber der Name der Gottlosen wird verwesen.“ (Spr. 10,7)

Frank Hegemann, E-Mail

EINLEITUNG

Seit Wochen steht Süd- und Mitteleuropa im Banne des unkontrollierten Flüchtlingsstroms, der vor allem nach Deutschland drängt. Kaum ein längeres Gespräch, bei dem man nicht früher oder später auf dieses Thema zu sprechen kommt. Große Besorgnis erregt die Hilflosigkeit, mit der die Entscheidungsträger auf nationaler und internationaler Ebene agieren.

Im Laufe der vielen Gespräche zu diesem Thema ist mir bewusst geworden: Es stimmt, der Lauf, den die Dinge genommen haben, ist besorgniserregend. Aber es bringt nichts, noch und noch Aspekte der Krise zusammenzutragen, einander in der Besorgnis zu bestätigen, eine düstere Zukunft an die Wand zu malen. Als Christen sollten wir versuchen, die „Zeichen der Zeit“ zu sehen und zu deuten. Was könnte dabei herauskommen? Etwa die Erkenntnis: die derzeitige Krise ist im Grunde genommen nur eine unter vielen vorangegangenen und anderen, die uns auch derzeit beschäftigen. Kommt daher in all dem nicht zum Ausdruck, dass das vorherrschende Denk- und Handlungssystem an Grenzen stößt, die offenbar machen, dass es am Ende seiner Weisheit angelangt ist? Und noch eine Frage, eine wesentliche: Ist dieses ganze Geschehen, diese Kette von Krisen, nicht letztendlich die logische Folger der in unseren Tagen vorherrschenden Gottlosigkeit?

Sollte die Antwort „Ja“ lauten, muss uns als Christen klar sein, dass wir, die wir mitten in diesem Umfeld leben, nicht von der Diagnose ausgenommen sind. Und daraus gilt es, richtige Schlüsse zu ziehen. Sie lauten wie eh und je: Umkehren und aufbrechen – aufbrechen zu Gott, zum Mensch gewordenen Gott, zu Jesus Christus, damit Sein Handlungsspielraum hier erweitert wird.

Davon handelt der Schwerpunkt dieser Nummer, vom Aufbruch der notwendig ist und von Aufbrüchen, die bereits stattfinden.

Christof Gaspari

Krisengeschüttelte Zeiten wie unsere bieten die Chance, sich mit den tieferliegenden Wurzeln der Fehlentwicklungen auseinanderzusetzen und dadurch zu wesentlichen Fragen des Lebens, die im Alltag zu kurz kommen, vorzustoßen. Der folgende Beitrag ist ein Versuch in diese Richtung.

Es sind beeindruckende Zahlen: Von Anfang September bis Mitte Oktober reisten heuer allein nach Deutschland 410.000 Asylwerber ein. Das entspricht der Bevölkerung von Augsburg und Regensburg zusammengenommen – in eineinhalb Monaten wohl gemerkt. Verständlich, dass bei vielen die Alarmglocken schrillen trotz der beruhigenden „Wir-machen-das“-Parolen der Politik und der einwanderungsfreundlichen Berichterstattung der meisten großen Medien. Schon die Unterbringung all dieser Zuwanderer bereitet Probleme. Aber noch schwieriger wird es sein, diese Menschen zu integrieren, Menschen, die zum Großteil weder Deutsch noch Englisch sprechen, oft weder lesen noch schreiben können, die aus einer anderen Kultur kommen, daher andere Lebensgewohnheiten haben, die sich religiös im Islam beheimatet fühlen, die nicht gewohnt sind, in einem hoch technisierten Umfeld zu agieren.

Umfragen zeigen: die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung ist besorgt. In Österreich waren es im November 80% und in Deutschland plädierten zwei Drittel der Befragten für eine Volksbefragung in Sachen Flüchtlinge. Ernste Sorgen über den Fortbestand unseres Gesellschaftssystems machen sich also breit. Das Thema ist in aller Munde. Wir werden uns plötzlich bewusst, wie labil unser scheinbar abgesichertes Leben im Wohlstand ist und wie kurzfristig, hilflos und orientierungslos die politische Elite handelt.

Orientierungslosigkeit – das ist das Stichwort. Sie wird noch deutlicher in einem politischen Akt, der noch schwerer wiegt als das Versagen in der Einwanderungspolitik. Beinahe unmerklich fiel da eine schwer wiegende Entscheidung: Der deutsche Bundestag hat gestern, am

Auch wenn die Zeichen auf Sturm

Lasst uns froher aufbrechen



Die Flüchtlingskrise: nicht das wichtigste Symptom des Systemversagens im Westen

6. Oktober, beschlossen, die Beihilfe zum Selbstmord, insofern sie nicht berufsmäßig erfolgt, straffrei zu stellen. Wieder ist ein Tabu gefallen, ein Wall des Lebensschutzes geschliffen worden. Denn durch dieses Gesetz wird die Mitwirkung an der Tötung eines Menschen vom Staat gebilligt.

Wieder einmal wurde mit der barmherzigen Hilfestellung in extremen Notfällen argumen-

Deutschland erlaubt die Hilfe beim Selbstmord

tiert. Aber spätestens seit der Straffreistellung der Abtreibung wissen wir: Sobald eine Bresche in den Lebensschutz geschlagen wird, brechen die Dämme und das Töten wird zur Routine. Man muss nur nach Holland schauen, wo Euthanasie zum Alltagsgeschäft gehört.

Und es steht zu befürchten, dass wir uns mit dem Töten der hilflosen Alten, der unheilbar Kranken, der Schwerstbehinderten ebenso anfreunden werden wie bereits mit dem massenweisen Umbringen der Ungeborenen, das seit Jahrzehnten in unseren Ländern praktiziert wird und sogar als Menschenrecht etabliert werden soll.

Schlimm, nicht wahr? Eigent-

lich zum Verzweifeln. Aber lassen wir es etwas auf uns wirken...

Warum? Weil es notwendig ist, die Realität nüchtern zur Kenntnis zu nehmen. Wir leben in einer existenziell bedrohten Gesellschaft, die in vielen Aspekten noch sehr attraktiv scheint. Darum flüchten ja so viele Menschen zu uns.

Aber der Schein trügt. Unsere heutige Situation erinnert in vieler Hinsicht an die des untergehenden Römischen Reiches. Über dessen Situation im ausgehenden 4. Jahrhundert berichtet Aurelius Marcellinus in „Res gestae“: Es bestand kaum mehr eine Verteidigungsbereitschaft zu einer Zeit, da der Wohlstand Roms die Völker rundum anzog. Denn im Reich wimmelte es von Reichen, Neureichen, Gebildeten, Zynikern und skeptischen Genießern. Das Geistige war nicht gefragt.

Auf den Straßen häuften sich die Überfälle, die Kriminalität nahm zu. Besonders auffallend: die Degeneration des Theaters, wo jede Art von Sexualität und Brutalität dargestellt wurde. Staatsführung und Verwaltung waren geprägt von Intrigen, Machtkämpfen, Korruption. Überstürzte Reformen der Gesetze verstärkten die ohnedies große Unsicherheit. Es fehlte ein gemeinsames Wertesystem, Astro-

... stehen:

n Mutes n!



logie und Wahrsagerei beherrschten den Alltag.

Erinnert an heutige Zustände, nicht wahr? Gesellschaftliche Systeme degenerieren eben, wenn sie sich von ihren Wurzeln lösen. Und genau das geschieht in Europa längst schon im großen Stil. Unsere hochkomplexe, technisch perfektionierte, demokratische Gesellschaft funktioniert nur, wenn sie von einem Menschentyp getragen ist, den nur die christliche Kultur hervorbringen konnte. Sie wird zugrunde gehen, wenn sie sich von diesem Ursprung abnabelt. Das muss man realistisch sehen.

Hören wir, was Papst Benedikt XVI. anlässlich seiner Reise nach Frankreich in einem Vortrag im „Collège des Bernardins“ diesbezüglich klargestellt hat: „Eine bloß positivistische Kultur, die die Frage nach Gott als unwissenschaftlich ins Subjektive abdrängen würde, wäre die Kapitulation der Vernunft, der Verzicht auf ihre höchsten Möglichkeiten und damit ein Absturz der Humanität, dessen Folgen nur schwerwiegend sein könnten. Das, was die Kultur Europas gegründet hat, die Suche nach Gott und die Bereitschaft, ihm zuzuhören, bleibt auch heute Grundlage wahrer Kultur.“

Mit dieser nüchternen Feststellung erinnert uns der Papst an eine Wahrheit, die wir aus dem Evangelium kennen: „Getrennt

von mir könnt ihr nichts vollbringen.“ (Joh 15,5) Nichts, einfach gar nichts, was Bestand haben kann. Das hat unsere Zeit aus den Augen verloren. Sie lebt von den Restbeständen einer christlichen Kultur, die sie systematisch demoliert. Und auch wir Christen lassen uns allzu leicht in Sicherheit wiegen, weil es bisher immer noch funktioniert. Nur sind mittlerweile die sich mehrenden Kri-

Europa steht auf schwankendem Boden

sen wie ein Wetterleuchten am Horizont: Wir stehen auf schwankendem Boden.

Ich sage das nicht leichtfertig und will damit keineswegs Angst und Panik verbreiten. Sondern ich erfahre diese vielen Krisen – Griechenland, Euro, Finanzmärkte, Kriege, Terror, Christenverfolgung, Millionen auf der Flucht, zig Millionen Abtreibungen und, und, und – als Appell zum Aufbruch, zum persönlichen Aufbruch, mich auf die Suche nach Gott zu machen und meine Bereitschaft zu stärken, Ihm zuzuhören, wie Papst Benedikt festgestellt hat, um nach Seinen Plänen handeln zu lernen. Denn ohne Jesus Christus können wir „nichts vollbringen“.

Das ist der entscheidende Aufbruch, den der Herr von uns Christen erwartet. Das ist der rettende Beitrag, den wir zur Bewältigung der vielen Krisen in unseren Tagen leisten können und leisten müssen, indem wir uns von Gott erfüllen lassen. Brechen wir also

wieder auf, begnügen wir uns nicht damit, dass wir uns ohnedies mehr bemühen als viele anderen, uns an die Gebote halten, sonntags zum Gottesdienst kommen! Gott hat mit jedem von uns viel mehr vor. Sagt der Herr nicht selbst: „Wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich vollbringe, auch vollbringen, und er wird noch größere vollbringen...“ (Joh 14,12)

Ich möchte hier nicht den Eindruck erwecken, stolz auf eine neue Erkenntnis zu sein. Keineswegs, denn Aufbrüche, wie sie heute so dringend erforderlich wären, finden ja an vielen Orten schon – zum Teil seit langem (siehe dazu auch die Zeugnisse in diesem Schwerpunkt) – statt.

Allein, was meine Frau und ich in den letzten Jahrzehnten erleben durften, ist Grund zu großer Freude und Hoffnung. Da waren die vielen Menschen, die bei Curtillos Jesus Christus neu entdeckt haben, oder jene, die sich im Verlauf von Kursen der Charismatischen Erneuerung für das Wirken des Heiligen Geistes geöffnet haben. Oder die Impulse, die vom 12. Internationalen Familienskongress (bei dem VISION 2000 das Licht der Welt erblickte) ausgegangen sind: Allein am ersten Tag nahmen 5.200 Personen teil an dieser Veranstaltung, die vielen Mut zu einer christlichen Familie gemacht hat.

Wer erleben will, welche Wunder Jesus heute wirkt, sollte einmal eine Niederlassung der von Mutter Elvira (siehe S. 20-21) gegründeten Gemeinschaft Cenacolo besuchen: strahlende

Gesichter junger Leute, die in der Gasse gelandet waren und zu einem frohen Leben mit Jesus Christus gefunden haben.

Zu Umkehr und einem neuen Aufbruch entschließen sich auch viele, viele Tausende, ja Zehntausende, wenn sie nach Medjugorje kommen, die Intensität des Gebetslebens, den Andrang zur Beichte und die Sorgfalt bei der Feier der Liturgie sehen.

Aus nächster Nähe erleben wir auch den Aufbruch von Radio Maria, jenes Radio, das weltweit die größte Expansion zu verzeichnen hat (siehe auch Interview S. 8-9). Wir ahnen kaum, welchen Halt das gemeinsame Gebet der Hörer während der vielen Gebetszeiten im Radio unserer schwankenden Welt gibt, wie viele Menschen sich neu für Jesus durch die vom Radio ausgestrahlten Sendungen entschieden haben. Es mangelt da jedenfalls

Haben viele hoffnungsvolle Aufbrüche erlebt

nicht an Zeugnissen von Lkw-Fahrern oder ans Krankenbett gefesselten Personen.

Ich belasse es bei diesen Beispielen. Es gäbe noch vieles zu erzählen. Was ich damit zeigen wollte: Gott ist wie seit jeher machtvoll am Werk. Und es ist in unserer so bedrohten Welt wirklich dringend, dass wir uns für dieses Wirken öffnen – und zwar konkret, heute, damit die Welt neue Hoffnung schöpfen kann.

Christof Gaspari

Gebet für eine Kultur des Lebens

Vor einigen Monaten, als die Gender-Ideologie auch in Österreich mit einem neuen Erlass zur Sexualerziehung so richtig durchstarten wollte, gründeten wir in der Diözese Linz den „kirchlichen Arbeitskreis zu gesellschaftsrelevanten Fragen“. Zu diesem Arbeitskreis gehören Vertreter von verschiedenen Erneuerungsbebewegungen, TeenSTAR und NER und auch unser Bi-

schof Ludwig Schwarz.

Angesichts der scheinbaren Übermacht an Bedrohungen für das Leben und die Familie und unserer Ohnmacht, dagegen

anzukämpfen, möchte ich auf die Zusage Gottes vertrauen, all meine Sorgen mit Dank vor ihn zu bringen, und mich darauf besinnen, dass wir den Herrn des Himmels und der Erde, aller Mächte und Gewalten auf unserer Seite haben! In der Gebetsaktion



„Gebet für eine Kultur des Lebens“, die wir im Oktober gestartet haben, bringen wir unsere Anliegen für die Ehepaare, die Familien, die Kinder und Jugendlichen, für den Wert und die Würde des Lebens, für die Politiker und Verantwortungsträger vor Gott.

Ich möchte Sie dazu einladen, dieses Gebet, an dem viele Menschen mitgeschrieben haben, täglich mitzubeten.

Helga Prühlinger

Die Gebetskärtchen können – auch in größerer Stückzahl zum Verteilen – unter folgender E-mail-Adresse bestellt werden: kirchlicher.arbeitskreis@outlook.com

Neuevangelisierung: Dieses von Papst Johannes Paul II. geprägte Wort begleitet uns seit Jahren. Wozu aber ruft es uns Christen auf? Zu einem Aufbruch, zur Erneuerung und Vertiefung unserer Freundschaft zu Jesus Christus, ruft Bischof Laun in Erinnerung

Worum es bei der Neuevangelisierung geht

Freunde Jesu werden

Von Weihbischof Andreas Laun

Am Anfang des Christseins steht nicht ein ethischer Entschluss oder eine große Idee, sondern die Begegnung mit einem Ereignis, mit einer Person, die unserem Leben einen neuen Horizont und damit seine entscheidende Richtung gibt. Diesen Satz seines Vorgängers Benedikt XVI. in dessen Enzyklika *Deus caritas est* hat Papst Franziskus in seinem Schreiben *Evangelii gaudium* zitiert und gesagt, er werde „nicht müde“ ihn zu wiederholen, weil wir nur durch eine glückliche Freundschaft mit Gott erlöst werden!

Auch in der Einleitung zum ersten Band seines Buches *Jesus von Nazareth* schreibt Papst Benedikt XVI. in demselben Sinn: Die „innere Freundschaft mit Jesus ist es, auf die doch alles ankommt“. Den möglichen Einwand, dass wir Menschen Jesus doch gar nicht wirklich kennen, beantwortet er Seiten später in einer Schlüsselstelle seines Werkes: „Die große Frage, die uns durch das ganze Buch begleiten wird, lautet: Was hat Jesus eigentlich gebracht, wenn er nicht den Weltfrieden, nicht den Wohlstand für alle, nicht die bessere Welt gebracht hat? Was hat er gebracht?“ Und der Papst antwortet ganz einfach: „Gott, Er hat Gott gebracht, den wahren Gott hat er zu den Völkern der Erde gebracht!“

Da wären wir also angekommen: Wir Menschen brauchen die persönliche Freundschaft mit Gott, und diese ist möglich, weil Gott zu uns gekommen ist! Diese Freundschaft beginnt mit einer Begegnung und zwar einer Gottesbegegnung! Für die Kirche und ihre Mission und Evangelisierung bedeutet das: Ihre Aufgabe ist es, Gottesbegegnungen zu ermöglichen, sie herbeizuführen! Und wie soll das nun gehen?

Zuerst einmal mit dem Ruf: „Verhärtet nicht euer Herz, hört auf die Stimme des Herrn!“ Und wie geht das, wie kann man die Verhärtung auflösen? Wohl nicht mit nur moralischen Bemühun-

gen, sondern durch den zweiten Teil des Satzes: „Hört auf die Stimme des Herrn!“

Gut, aber wo und wie hört man diese Stimme des Herrn? Eine erste Antwort lautet: Dein Gewissen redet, hör auf seine Stimme. Ein zweite, anders formulierte Antwort lautet: Lausch auf dein Herz und vertrau der Diagnose des Psalms (63,2ff) über den

die Sehnsucht spürt, möge sich aufmachen, Jesus und eine Begegnung mit Ihm suchen!

Auch jede Evangelisierung besteht darin: Wie Andreas seinen Bruder Simon zu Jesus führen! So ist die notwendige Begegnung in greifbare Nähe gerückt, und aus der ersten Begegnung kann die große Liebe deines Lebens entstehen. Sie ist dann der Beginn ei-

nur an dir, „Ausschau zu halten“ nach Ihm, nach Seiner „Macht und Seiner Herrlichkeit“! Wo und wie? Hab Geduld und vertraue Ihm, Er hat viele, viele Wege zu Dir! Oft kommt Er ganz unerwartet in dein Leben: Durch ein Erlebnis, durch einen anderen Menschen, vielleicht sogar durch eine Gefahr hindurch oder gar durch etwas, was du und deine Umgebung für ein Unglück gehalten, sich dann aber als großes Glück herausstellt!

Hierher passt die Erinnerung an meinen eigenen Vater: Als er schon lange auf dem Weg war, aber sich noch immer nicht entschließen konnte, katholisch zu werden, erlitt er einen schweren Unfall an einer Maschine, die ihm außer dem Daumen die vier Finger der linken Hand abriß. Und er erzählte: „Als ich in der Maschine hing und meinen Arm hielt, um nicht diesen auch noch zu verlieren,

fiel die Entscheidung: Ich werde katholisch!“ Als er mir später davon erzählte, zeigte er mir gerne seine verstümmelte Hand und sagte: „Das ist meine Glückshand, durch diesen Unfall wurde ich katholisch!“ An seine Konversion dachte er immer mit tiefer Dankbarkeit und sagte nicht nur einmal: „Du weißt, wie sehr ich Deine Mutter liebe, aber meine erste Liebe gilt der heiligen Kirche Jesu Christi!“

Andere Beispiele? In Hülle und Fülle im Leben vieler Christen, besonders gut dokumentiert im Leben von Leuten, die die Kirche „Heilige“ nennt. Eine so kluge Frau wie Edith Stein kam zum Glauben und zur bedingungslosen Liebe zu Christus durch das Buch einer anderen großen Frau, nämlich der hl. Teresa von Avila. Romano Guardini, ein großer Theologe unserer Zeit, hat gesagt: „In den Heiligen erstrahlt die Freiheit und Herrlichkeit Gottes!“ Also sind sie ideal für eine, die große Freundschaft be-



Paray le monial

Grund deines Unglücklichseins: „Gott, du mein Gott, dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir. Nach dir schmachtet mein Leib wie dürres, lechzendes Land ohne Wasser. Darum halte ich Ausschau nach dir im Heiligtum, um deine Macht und Herrlichkeit zu sehen.“

Und jetzt mache Dich auf die-

Brauchen die persönliche Freundschaft mit Gott

sen Weg, um Seine „Macht und Herrlichkeit“ zu sehen! Ja, wo sieht man sie denn? Antwort: Jesus ist diese Macht und Herrlichkeit! Auf die Bitte seines Apostels Philippus (Joh 14,8f.): „Herr, zeig uns den Vater; das genügt uns!“, antwortete Jesus: „Schon so lange bin ich bei euch, und du hast mich nicht erkannt, Philippus? Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen. Wie kannst du sagen: Zeig uns den Vater?“ Also, wer

ner Liebesgeschichte und endet, eigentlich wie jede wirklich große Liebe, in einem nie endenden Zusammengehören!

Kann man Gott wirklich in einer „persönlichen Freundschaft lieben“? Der Evangelist Johannes (1 Joh 4,16) sagte eindeutig: Ja, das ist möglich und er begründet es offenbar mit seiner Erfahrung und der der anderen Apostel: „Wir haben die Liebe erkannt, die Gott zu uns hat, und ihr geglaubt!“ Und seither ist diese „Erkenntnis“ der Liebe tausendfach von vielen, vielen Christen bestätigt worden, die uns ihre glühenden Liebeserklärungen an Gott hinterlassen haben, oft mit ihrem Blut geschrieben und bezeugt!

Bleibt die Frage: Und wo kann ich Gott „begegnen“, wie und wo kann ich, mit aller gebotenen Vorsicht, versuchen, mich auf diese Freundschaft einzulassen und sie zu leben?

Die erste beruhigende Antwort lautet: Keine Angst, es wird Gott selbst sein, der anfängt! Es liegt

gründende, Gottesbegegnung. Und wie schaut diese Freundschaft aus? Edith Stein antwortet: „Es muss so sein, dass man sich ohne jede menschliche Sicherung ganz in Gottes Hände legt. Umso tiefer und schöner ist dann die Geborgenheit.“

Was die Erkenntnis des hl. Johannes betrifft, wie sehr Gott den Menschen liebt, gibt es kaum ein gewaltigeres Zeugnis als das, was Katharina von Siena über diese Liebe geschrieben hat in einem Ton, den sich wohl nur sie leisten konnte: „Du, und dabei ist Gott gemeint, Narr der Liebe! Hast Du denn dein Geschöpf nötig? Also scheint es mir, denn du tust, als könntest du ohne es nicht leben und bist doch selbst das Leben, und ohne dich lebst nichts. Warum bloß bist du so vernarrt? Weil du in Liebe zu deinem Geschöpf erglühtest, darum ... bist du versessen auf sein Heil.“

„... können dies unmöglich verschweigen...“

Es entflieht dir, und Du machst dich auf die Suche nach ihm, es entfernt sich, Du aber nährst Dich ihm, und näher konntest Du ihm ja nicht kommen, als indem du dich mit seiner Menschheit bekleidetest!“

Das ist wirklich stark, ja umwerfend. Diese Worte verändern unser nicht selten zu bürgerliches, kleinliches Gottesbild! Keine andere Religion kennt auch nur annähernd eine solche Vorstellung von Gott, für keine ist eine persönliche Liebe zwischen Gott und Mensch denkbar! Aber jene, die in Jesus den Messias erkannt haben und beginnen, Seine Liebe zu begreifen, können sie unmöglich verschweigen!

Ich verrate Ihnen, lieber Leser: Wenn ich mit muslimischen oder sonst andersgläubigen Taxifahrern unterwegs bin und es halbwegs passend erscheint, sage ich am Ende der Fahrt gerne: „Besser wäre es, Sie werden katholisch.“ Das sage ich, freundlich lachend, auch meinen guten evangelischen Freunden!

Nicht bei jedem Smalltalk lässt es sich einfügen, aber öfter als man glaubt! Wenn wir einmal vor Gott stehen und diese Geschichten aus ihrem Leben vorgelesen werden, kommt das „gut an“, glauben Sie mir!

Jesu letztes Gebot: Alle Menschen zu Jüngern zu machen

Mission: ein Ganztagsjob

Aufbrechen zu einer neuen Evangelisation – gut und schön, aber wie geht man es an? Im Folgenden ein paar Hinweise, die vom Leben Jesu, der ja der Missionar schlechthin war, inspiriert sind.

Johannes Paul II. hat viel von der neuen Evangelisation gesprochen. Hat diese Früchte erbracht? Und: Was kann man tun, damit sie nicht nur ein Schlagwort bleibt? Sicher: Man soll den Baum nach seinen Früchten beurteilen. Aber genau da liegt das Problem. Einerseits kann man die (jedenfalls in den westlichen Ländern) nach unten weisenden Statistiken ins Treffen führen: weniger Berufungen, weniger Gottesdienstbesuch, weniger Einfluss auf das gesellschaftliche Leben. Andererseits gibt es weitverbreitet Zeichen eines nicht zu leugnenden Aufbruchs. Wer kann da das Maß der Gnade Gottes erfassen?

Andererseits geht es mehr denn je darum, das letzte Gebot des Herrn zu beherzigen: „Macht alle Menschen zu meinen Jüngern!“ Das heißt: Ermöglicht allen eine Begegnung mit Jesus Christus, damit sie die Gabe Gottes empfangen. Das Evangelium ist Glückseligkeit, deren Logik es ist, dass man sie teilt: „Wir schreiben dies, damit unsere Freude vollkommen ist.“ (1Joh 1,4)

Der Missionsruf, über den der heilige Matthäus am Ende seines Evangelium berichtet, enthält nur einen Befehl: „Macht zu Jüngern!“ Alle anderen Zeitwörter stehen im Partizip der Gegenwart: gehend, taufend, lehrend. Der Herr hat nicht „Geht!“ gesagt, als wollte er uns zu einem bestimmten Ort, einer bestimmten Mission schicken. Er hat vielmehr gesagt: Wenn ihr auf dem Weg, wenn ihr unterwegs seid – also auf euren Wegen im Alltag. Der Heilige Geist wäre schon ein merkwürdiger Personalchef, wenn er einen Eskimo auf Reisen einset-



Alain Bandelier

zen würde, um meinen Wohnungsnachbarn zu evangelisieren!

Gut, mag man mir nun antworten, aber wie soll man evangelisieren? Wie wäre es also, wenn wir uns ansähen, wie Jesus selbst, der Gesandte des Vaters, evangelisiert hat?

Jesus beginnt Seine Mission

Reden ohne entsprechende Taten = Geschwätz

mit 30 Jahren verborgenen Lebens. Obwohl Er so viel zu sagen und zu tun hätte, unterscheidet Er sich in keiner Weise. Keine Reden, keine Wunder. Sein erstes Apostolat ist das Seiner Anwesenheit. Das ist für uns eine wertvolle Lehre: Man evangelisiert nicht auf Distanz und nicht im Vorübergehen. Das stimmt mit dem „weltlichen“ Stand der Laien überein: Sie sind in der Welt, ohne von der Welt zu sein. Ihre vorrangige Mission ist es, die Welt zu heiligen.

Einfach nur anwesend zu sein, ist allerdings nicht automatisch auch schon missionarisch. Anwesenheit allein genügt nicht. So wie es bei Christus der Fall war, geht es hier um eine wahre Präsenz, voller Aufmerksamkeit und Mitgefühl. Es ist eine

durchstrahlte Anwesenheit, von der Jesus sagt: „Wer mich sieht, sieht den Vater.“ So sollte auch der Christ sagen können: „Wer mich sieht, sieht Christus.“ Daher beginnt jedes Apostolat auf den Knien, verwurzelt in der Anbetung und im Gebet.

Seine Mission setzt Jesus durch drei Jahre Leben in der Öffentlichkeit fort. Das ist nun das Apostolat durch Zeugnis-Geben. Zeugnis durch Worte und Geste, beides unzertrennlich. Daher muss auch die Kirche sowohl handeln wie auch verkünden. Das sollte uns eine Warnung sein, nicht das eine gegen das andere auszuspielen. Worte, denen keine Taten entsprechen, sind Geschwätz. Handeln, ohne auf Jesus hinzuweisen, ist Sozialdienst.

Nebenbei bemerkt: Es ist nicht die primäre Aufgabe der Laien, sich um die Pfarre und deren Aktivitäten zu kümmern: Sie sollen das Evangelium in ihrer konkreten Umwelt verkünden und vergegenwärtigen.

Der Höhepunkt der Mission Christi sind die drei Passionstage. Menschlich gesehen ein Scheitern; tatsächlich jedoch der Höhepunkt des Werkes, das Ihm der Vater aufgetragen hatte. Ähnlich ist es bei uns: Man meint, die Mission sei in schwierigen Zeiten beendet. Und dabei geht sie gerade da weiter, in vertiefter Weise. Hier setzt das Apostolat des Gebets und der Hingabe ein. Es macht alles andere fruchtbar. Es ist so wichtig, das den alten, kranken, ans Bett gefesselten Menschen zu sagen: Sie leben nicht in Zeiten des Demissionierens, sondern des Missionierens. Gerade auf diese Weise sind viele die wahren Stützen der Kirche und tragen zu deren Fruchtbarkeit bei.

Die höchste Hingabe ist das Martyrium. Wer sich selbst Tag für Tag hingibt, ist Träger der Gnade und bildet sie auf demütige und kostbare Weise ab.

*P. Alain Bandelier
Familie Chrétienne v. 10.6.06*

Aufbruch signalisiert Dynamik, Engagement, Bereitschaft, sich auf Neues einzulassen. Leider wirkt die Kirche in Mitteleuropa eher nicht so, als wäre sie von einer solchen Dynamik geprägt. Was müsste geschehen, damit eine Aufbruchsstimmung sich in ihr breitmacht? Gespräch mit dem Nationaldirektor von Missio Austria:

Du hast in Deinem Leben so viele Aufbrüche miterlebt: bei Deinen Bemühungen, Radio Maria in fernen Ländern einzuführen, bei der Begleitung von Mutter Teresa von Kalkutta, bei Deinen Besuchen bei der Unterkirche im Osten. Erzähle uns, was es bedeutet aufzubrechen.

P. LEO MAASBURG: Aufzubrechen ist immer mit Staunen verbunden. Wir erfahren, dass uns etwas Neues begegnet, das in uns eine Veränderung auslöst. Plötzlich erkennt man etwas Wichtiges und integriert es ins eigene Leben.

Klingt sehr theoretisch. Kannst Du das an einem Beispiel illustrieren?

P. MAASBURG: Vor vielen Jahren bin ich für Radio Maria nach Bolivien gefahren, um herauszufinden, ob man in Santa Cruz eine Niederlassung gründen könnte. Dort bin ich dann am Flughafen gestanden, habe niemanden in der Stadt gekannt und wusste nicht, wo ich anfangen soll. Mein erster Gedanke: „Lieber Gott, jetzt musst Du mich führen!“ Ich sah mich um und war ganz offen für das, was passieren würde, um herauszufinden, wohin mich Gott führen würde. Es hat keine zehn Minuten gedauert und eine Horde von Schwestern kam aus dem Flughafengebäude. Als ich sie in einen Bus, in dem noch Platz war, einsteigen sah, habe ich sie gefragt, ob ich mitfahren könnte. Von da an war die Sache klar. Die Schwestern haben mich zum Bischof gebracht, einem Italiener, der Radio Maria kannte. Und so kam das Projekt auf Schiene... Für einen gläubigen Menschen ist Aufbrechen also immer mit einem Akt des Vertrauens auf Gottes Führung verbunden. Wer aufbricht, lässt sich auf etwas Neues ein, auf etwas, was er in wichtigen Aspekten nicht in der Hand hat – und er erlebt im Zuge der Ereignisse im-



Mutter Teresa mit den Armen von Kalkutta

mer wieder Geborgenheit in Gott.

Und wie war das bei der Begleitung von Mutter Teresa?

P. MAASBURG: Die Begegnung mit ihr war ein ganz großes Staunen. Angefangen hat es mit einer Führung durch den Vatikan und geworden ist daraus eine jahrelange Begleitung auf ihren Reisen durch die Welt. Es war die Begegnung mit einer Heiligen, einer Person, die so viel von Jesus aufgenommen hatte, dass man sich sehr gut vorstellen konnte, wie

Mutter Teresa war transparent für Jesus

Jesus in der Welt gelebt haben muss. Sie war für Ihn transparent in ihrer Armut, ihrer Keuschheit, ihrer Freude, ihrem Gehorsam, ihrer Liebe. Ich habe anfangs gesagt, Aufbruch sei Ergebnis des Staunens. Und dieses Staunen lässt uns immer irgendeine Seite

Gottes entdecken. Und das durfte man mit Mutter Teresa erleben.

Gut. Aber im Staunen selbst ist ja noch keinerlei Dynamik, die man ja mit dem Wort Aufbruch verbindet, enthalten.

P. MAASBURG: Wirkliches Staunen verändert den Menschen, löst etwas in ihm aus. Wir erkennen etwas Großes, Anstrebenswertes und erleben

gleichzeitig, dass wir noch weit von dieser Attraktion entfernt sind. Und das löst in unserem Inneren einen Impuls aus, uns neu aufzumachen. Jeder wirkliche Aufbruch ist daher von einer Veränderung in meinem Inneren ausgelöst. Und genau das ist bei fast jeder Begegnung mit Mutter Teresa geschehen: Man hat etwas staunend wahrgenommen.

War auch ihr Leben von solchen Aufbrüchen gekennzeichnet?

P. MAASBURG: Jedenfalls an ihrem „Inspiration Day“, dem Tag ihrer Berufung. Damals hat sie das Wort „Mich dürstet“, das Jesus vom Kreuz aus spricht, ins Herz getroffen. Sie hatte es sicher vorher in ihrem Leben – zigmal gehört und gelesen. Diesmal verstand sie diese Sehnsucht Jesu nach der Liebe des Menschen – auch nach ihrer – ganz neu. Und sie hat auf diesen Anruf mit all ihrer Kraft geantwortet – und das hat sie zur Heiligen gemacht. Sie hat sich verändern lassen, ist aus

ihrem Orden ausgetreten und hat einen neuen gegründet. Sie hat viele Härten auf sich genommen, weil sie so von der Freude, Jesus lieben zu können, erfüllt war. Was damals geschah, war wirklich ein ganz großer Aufbruch und mit einer tiefen Freude verbunden.

Hat Mutter Teresa somit alles, was in ihrem Alltag geschah als Anruf Gottes gesehen?

P. MAASBURG: Ja, jedes kleinste Detail ihres Lebens war für sie ein Dialog mit Gott. Der Grund dafür war ihre Einsicht, dass die Liebe Gottes „all penetrating“ – alles durchdringend – ist. Umso härter muss es sie getroffen haben, dass sie erleben musste, dass Gott sich jahrelang ganz aus ihrem emotionalen Lebensbereich zurückgezogen hat. Dennoch ist sie den einmal eingeschlagenen Weg weitergegangen. Denn Aufbruch muss nicht immer mit Hochstimmung einhergehen. Er kann auch mit Lasten und Beschwerden verbunden sein. Weil sie allerdings um ihre tiefe Gottverbundenheit gewusst hat, lebte sie dennoch in einem Frieden, den nur Gott schenken kann. In ihr verwirklichte sich der Satz von Paulus: Nicht mehr ich lebe, sondern Christus in mir. Sie hatte durch ihre Hingabe an Christus ihre eigene Identität gefunden.

Welche Voraussetzungen muss man schaffen, um zu dieser Offenheit zu finden?

P. MAASBURG: Neugierde und ehrliche Offenheit der Wahrheit gegenüber. Diese Neugierde wird heute vielfach dadurch gehemmt, dass sich die Menschen durch Konsum ruhigstellen lassen. Sie erhoffen sich gar nichts mehr. Der Fernseher am Abend und daneben ein Bier – das genügt. Sobald mich die Welt vollkommen befriedet, breche ich nicht mehr auf. Das ist der gefährliche Zustand der Lauheit. Dann ist mir auch die Wahrheit nicht mehr so wichtig. Und dabei sollte das Streben nach Wahrheit an oberster Stelle unseres

Die Bereitschaft wecken, überall Zeugnis zu ge

Aufbruch erwächst aus dem

ben n Staunen

Bemühens stehen. Und noch etwas scheint mir wichtig: sich im guten Sinn von Erfahrungen im Alltag betreffen lassen.

Wie ist das zu verstehen?

P. MAASBURG: Dazu eine Geschichte aus dem Leben von Mutter Teresa: Ein gut gekleideter Mann kommt in das Haus für die Sterbenden und fragt, ob er Mutter Teresa sprechen darf. Man weist ihn ganz nach hinten zu den Toiletten, wo sie gerade putzt. Sie merkt, dass jemand herankommt, meint, es sei ein ehrenamtlicher Helfer und drückt

Den wahren Glauben verkünden, ist hochmodern

ihm, ohne aufzuschauen, den Häuselbesen in die Hand und geht weg. Der Mann ist ganz verputzt – und putzt eben die Toilette. Als er fertig ist, fragt er, ob er jetzt die Mutter Teresa sprechen könne. Diese fragt ihn, was sie für ihn tun könne, worauf er erwidert: „Eigentlich nichts. Ich bin der Direktor der Fluggesellschaft und wollte ihnen eigentlich nur ihre Tickets vorbeibringen.“ Später hat er einmal gesagt, die 20 Putz-Minuten seien die wichtigsten in seinem Leben gewesen. Er hatte eine neue Dimension des Lebens entdeckt, das Dienen. Für ihn ein Aufbruch. Diesen hat er seiner Offenheit zu verdanken. Er hätte ja auch wieder weggehen und die Tickets beim Eingang deponieren können. Ein wichtiges Element für den Aufbruch: Nicht vor dem davon laufen, was einem Gott über den Weg schickt.

Gibt es besondere Aufbrüche der Kirche in bestimmten Regionen der Welt?

P. MAASBURG: Viele Kirchen in Afrika explodieren geradezu. Die Priesterseminare in Kamerun müssen hunderte Seminariisten abweisen, weil sie zu viele Berufungen haben. Ja, es gibt Gebiete, in denen die Kirche wächst und blüht.

Was läuft dort anders als hier?

P. MAASBURG: Dort sind die Menschen offen für Verkündigung, für Neues, für Wahrheit. Sie sind sich ihrer Bedürftigkeit noch bewusst. Und sie setzen auf einen Weg, der sie positiv überraschen wird. Aber auch als Gesamtkirche entdecken wir wieder, dass die Verkündigung des wahren Glaubens hochmodern ist. Je weiter sich die Dinge in der Gesellschaft verschlechtern, umso deutlicher wird, dass auftauchende Probleme aus dem Glauben heraus richtig gelöst werden können.

Viele Gläubige stellen das heute staunend fest und fassen Mut: Sie müssen ihren Glauben nicht als etwas Überholtes verstecken. Sie machen die Erfahrung, dass sie ihren Mitmenschen wirklich etwas zu sagen haben, was für deren Leben relevant ist.

Die Öffentlichkeit in Mitteleuropa nimmt uns Christen allerdings kaum in dieser Weise wahr. Was müssen wir da anders machen?

P. MAASBURG: Zum Beispiel, was unseren Glauben betrifft, lernen, dass er nicht von staatlicher Förderung abhängt. Die Kirche lebt nicht von Staats Gnaden. Ja, wir müssen nicht einmal in den großen Medien präsent sein, oder an unsere Mission mit perfekt ausgeklügelten Modellen herangehen. Für unsere Zeit ist es, glaube ich, besonders wichtig, dass wir uns neu von Gott führen lassen, einzeln und als Kirche nach Seinem Willen fragen und eine Antwort erwarten. Wir müssen uns aufmachen und den Glauben verkündigen: in der Familie, bei unseren Freunden und Mitarbeitern, in einem Altersheim – oder an der Straßenecke, wo immer man dazu berufen ist.

Das kann durch Worte geschehen, durch Tun oder aber durch einfaches Dasein. Sobald ich mich vom Geist Gottes erfassen lasse, werde ich selbst Verkündiger. Wir sind da an keine Vorgaben der Welt gebunden. Auch die Apostel mussten ihren Weg erst entdecken, aber sie wussten, dass sie einen Schatz brachten. Es geht also letztlich darum, dass der Heilige Geist durch uns wirken kann.

*Das Gespräch führte
Christof Gaspari.*

Über die Kritik am Evangelisieren

Lasst euch nicht einschüchtern!

In einer Zeit, die nach einem Wort von Benedikt XVI. von der Diktatur des Relativismus geprägt ist, gerät man bei dezidiertem Eintreten für den Glauben leicht in ein schiefes Licht. Man wird verdächtigt, die Leute unzulässigerweise zu indoktrinieren, sie in ihrer Meinungsfreiheit einzuschränken. Mission sei nichts als Proselytismus, heißt es dann. Im Folgenden ein Versuch, beides zu unterscheiden.

Man muss es einfach zugeben: Als Jünger sind wir nur allzu oft wie gelähmt. Die einen aus Respekt, die anderen weil ihr Schamgefühl sie schweigen lässt, wieder andere aus falsch verstandener Rücksichtnahme, aus Angst, anderen etwas aufzudrängen. Dann gibt es jene, die vor der Größe und der Schwierigkeit der Aufgabe zurückschrecken und schließlich trifft man noch auf den alles lähmenden Zweifel: Muss man denn den christlichen Glauben wirklich zu allen Menschen bringen? Schließlich haben ja viele ohnedies schon ein

Evangelisieren: Die Freude am Evangelium teilen

Lebensideal oder eine andere Religion – und letztendlich weht der Geist ohnedies, wo Er will! Und wird Gott nicht sowieso alle Menschen guten Willens retten, auch wenn sie nicht zur Kirche gehören?

Eingeschüchtert sind wir auch durch die Verdächtigungen und Anklagen jener, die das christliche Apostolat mit einem Herrschaftsanspruch in Verbindung bringen und unterstellen, wir unternähmen einen psychologischen oder politischen Eroberungsfeldzug. Immer häufiger hört man auch, die Kirche sei eine Sekte, die eben Erfolg gehabt hätte.

Dieser Mischmasch an Unter-

stellungen ist ein sicheres Mittel, den Gegner zum Verstummen zu bringen – ist intellektueller Terrorismus. (...)

In all dem kommt der weitverbreitete Relativismus zum Ausdruck, der Nihilismus, der unsere Kultur unterhöhlt: Jede etwas pointierte geäußerte Behauptung, jede auch nur ein bisschen von Begeisterung getragene Überzeugung macht Angst. Löst Panikreaktionen aus!

Und diese Angst ist nicht unbegründet: Wenn sich ein freier Mensch engagiert, ein aufrechter Mensch mit Bestimmtheit etwas erklärt, ein Gerechter Zeugnis gibt, so zerschellen daran die in den Medien verbreiteten Lügen, die politischen Machenschaften, die ideologischen Gemeinplätze, die unser tägliches Brot sind.

Allerdings muss man dafür vor der Überzeugung getragen sein, dass das Evangelium eine gute Nachricht – und zwar für jeden Menschen – ist. Ist es nämlich nur eine Lehre, dann bedeutet Evangelisation nichts anderes als Indoktrination, anders gesagt: Man versucht, anderen etwas aufzudrängen, sie einzuspannen, zu kolonisieren. Bringt das Evangelium aber die Glückseligkeit, so bedeutet Evangelisation das Teilen dieses Glücks.

Der Proselytismus entsteht nicht durch Übertreiben beim Evangelisieren. Er ist einfach von Anfang an etwas ganz anderes. Der Proselytenmacher will überzeugen; er macht Druck, spielt auf den Ängsten, den Gefühlen, den Interessen der Menschen Klavier. Er nützt die Unwissenheit und die Schwächen aus. Und die Christen haben solchen Versuchungen nicht immer widerstanden.

Aber Evangelisieren – das ist etwas anderes: Es heißt, der Wahrheit und Schönheit des Evangeliums zu vertrauen – ohne ihm etwas hinzuzufügen.

Alain Bandelier

Famille Chrétienne v. 9.6.01

Inmitten einer Kirche, der Prognostiker kaum Zukunftschancen einräumen, boomt Stift Heiligenkreuz und seine Hochschule: Das Kloster platzt aus allen Nähten, die Hochschule musste ausgebaut werden. Was sind die Ursachen für diesen schon Jahrzehnte währenden Aufbruch?

Ich kann eigentlich nicht wirklich darüber jubeln, dass mein Kloster Heiligenkreuz so einen unglaublichen Boom erlebt. Denn der Kirche in Europa geht es insgesamt schlecht. Zwar ist die katholische Kirche in den letzten 100 Jahren dramatisch stark gewachsen: um fast eine Milliarde – auf 1,25 Milliarden Katholiken weltweit. Aber dieses Wachstum ereignet sich vor allem in Asien, Afrika und Lateinamerika.

Rund um uns hier in Europa schrumpft der Anteil der Katholiken besorgniserregend schnell. In Wien werden nach den jüngsten Statistiken in 30 Jahren nur mehr 30% katholisch sein und der Anteil der Muslime wird auf 22% gestiegen sein, wobei die Christen alt, die Muslime jung sein werden. Es gibt keine seriösen Statistiken, ob und wann in Österreich der Anteil der christlichen Bevölkerung auf unter 50% sinkt, in England soll dies bereits 2021, also in 6 Jahren, der Fall sein.

Mitten in diesem sich entchristlichten Europa gibt es allerdings erstaunliche Oasen der Blüte und des Wachstums. Heiligenkreuz ist nicht die einzige Gemeinschaft, die boomt: Es gibt junge Orden, Bewegungen, charismatische Aufbrüche... Gott sei Dank! Das Spannende an Heiligenkreuz ist, dass wir ein uraltes Kloster sind. 1133 gegründet, bestehen wir seit fast 900 Jahren ohne Unterbrechung. In idealer Lage: mitten im Wienerwald, 15 Kilometer von der Stadtgrenze Wiens.

Das Wachstum in Zahlen ist fast unglaublich: Schon 1982, als ich in Heiligenkreuz eingetreten bin, zählte Heiligenkreuz 42 Mönche. Jetzt, im Jahr 2015 sind wir aber mehr als doppelt so viele: 91, wobei der Altersschnitt bei 48 Jahren liegt. Im Sommer 2015 konnte Abt Maximilian Heim 8 junge Männer als Novizen einkleiden. Da wurden noch schnell zwei Abstellräume und eine Müllkammer in (doch recht ansehnliche) Zimmer umgebaut,

damit wir auch weiterhin für Gäste Platz haben.

Noch dramatischer ist das Wachstum der „Philosophisch-Theologischen Hochschule Benedikt XVI. Heiligenkreuz“. Unsere 1802 gegründete Ordenshochschule zählte bis 1975 nur um die 10 bis 20 Studenten. Dann setzte ein kontinuierliches Wachstum ein: 2007 – als Papst Benedikt XVI. Heiligenkreuz besuchte – waren es schon 125 und heute sind es 295 Studenten! Das Sensationelle an dieser Zahl ist: Die meisten von Ihnen sind Priesteramtskandidaten oder Ordensleute, und etwa 40 junge Männer studieren deshalb hier, weil sie eine Berufung spüren, aber noch eine Zeit der Reife, des Wachstums im geistlichen Leben brauchen.

Heiligenkreuz ist die größte Priesterausbildungsstätte im deutschen Sprachraum. Seit 1975 gibt es ein eigenes Priesterseminar mit 28 Zimmern. Da sich schon 2014 gleich 38 angemeldet hatten und Abt Maximilian keinen abweisen wollte, stehen seit

Im Garten Wohncontainer für Priesterseminaristen

einem Jahr 10 Wohncontainer im Garten des Priesterseminars. Wenn wir gefragt werden, ob hier Flüchtlinge hausen, ernten wir meist ungläubiges Staunen, wenn wir antworten: Nein, hier wohnen Priesterstudenten aus Österreich, Deutschland und der Schweiz.

Woher kommt dieses Wachstum? Was ist das Geheimnis von Heiligenkreuz? Ich tue mir ehrlich schwer, hier verstandesmäßige Gründe anzuführen. Am liebsten würde ich die Antwort wiederholen, die Jesus seinen Jüngern auf eine ähnliche Frage gegeben hat: „Kommt und seht!“ (Joh 1,39). Dass wir mit Hilfe des Volkes Gottes, konkret durch die Spenden von 6 Millionen Euro von über 10.000 Spendern, die zu klein gewordene Hochschule ausbauen konnten, ist sensationell. Die neue Hochschule ist wunderschön: ein Campus des Studierens, des Betens, des Miteinander-Lebens von so vielen idealistischen Theologiestudentinnen und -studenten. Ein Campus, wo man lernen kann, den Glauben besser zu verstehen und gleichzeitig die Sakramente zu praktizieren.



Für uns Professoren ist es nicht nur selbstverständlich, am Beginn jeder Lehrveranstaltung mit den Studenten zu beten, sondern vor allem: selbst hundertprozentig das zu glauben, was wir lehren und das zu leben versuchen, was wir unseren Studenten dozieren. Der aus Spenden erbaute Campus ist ein Wunder, das größere Wunder aber sind die jungen Leute, die zu uns kommen, hier studieren und im Glauben ausreifen dürfen.

Heiligenkreuz ist ein ideales Zueinander eines uralten Stiftes mit seiner österreichischen Gemütlichkeit, in dessen Gemeinschaft aber zugleich ein monastisch-klösterliches Feuer brennt. Wir leben jasehr streng, beten siebenmal am Tag das Chorgebet, beginnend um 5.15 Uhr, wir sind eifrig in der eucharistischen Anbetung, im Rosenkranz, wir haben keine Fernseher und halten das nächtliche Stillschweigen. Und trotzdem sind wir Zisterzienser kein grimmiger Büsserorden, sondern da lebt etwas in unserer Gemeinschaft wie Gastfreundschaft und Freude über jeden Besucher. Unser Motto, das wir auch auf der vielbesuchten Homepage www.stift-heiligenkreuz.at verkünden, lautet: „Patent portae, cor magis! – Unsere Türen stehen offen, noch mehr aber das Herz!“

Bei uns herrscht Offenheit, auch Bereitschaft, um der Einheit willen aneinander zu leiden, den anderen zu ertragen. Wir haben eine große Harmonie unter uns 91 Zisterziensern, auch weil wir ge-

meinsame Ideale haben: Wir wollen unkompliziert katholisch sein, ganz auf dem Boden des 2. Vatikanums, wir lieben die Liturgie, den gregorianischen Choral, die lateinische Liturgiesprache. Wir sind durch und durch in der Tradition unseres Ordensvaters Bernhard von Clairvaux, wenn wir begeistert marianisch sind. Ich kenne keinen Mitbruder, der nicht die Muttergottes kindlich liebt. Und wir sind eucharistisch.

1988 hat uns die selige Mutter Teresa von Kalkutta bei einem Besuch in Heiligenkreuz ermutigt, die eucharistische Anbetung zu forcieren. Die halten wir täglich, zusätzlich zum Chorgebet. Und inzwischen haben wir die Ewige Anbetung eingeführt, täglich von 14 bis 21 Uhr, wo auch Gläubige kommen können und tatsächlich kommen.

Aber – und das ist das Schöne –

„... inzwischen die ewige Anbetung eingeführt...“

wir sind auch ganz normal österreichisch, bodenständig und leutselig. Heiligenkreuz zieht nicht nur „Superfromme“ an: Zum Klostermarkt am 3. Adventsamtstag und am 1. Mai kommen zehntausende Menschen: Was für eine schöne Atmosphäre, wo an allen 40 Standeln Ordensleute ihre Produkte verkaufen und hunderte Menschen die Gelegenheit nutzen, am Mittagsgebet der Mönche teilzunehmen, um danach

1133 gegründeten Kloster

ert, normal ein



Schlägler Bier mit Heiligenkreuzer Wildbratwürsteln zu essen!

Niederschwellig ist auch das Angebot an junge Männer zu geistlichen Kraftsportwochen. Da kommen oft sogar Ungetaufte. Das war aber auch für einige meiner jetzigen Mitbrüder der erste Kontakt zum Kloster. Nie hätten sie sich in ein Kloster getraut, aber das Interesse am Gewichte drücken und am Kraftsport hat ihnen die Scheu genommen...

Und die monatliche Jugendvigil am 1. Freitag ist ein Renner. Über Facebook laden sich die Jugendlichen zwischen 15 und 28 selbst ein, gezählte 360 haben sich letztes in die Kreuzkirche gestopft. Nicht um Party zu feiern, sondern um Lobpreis zu halten, Rosenkranz zu beten, Jesus in der Monstranz anzubeten und sich eine coole Kurzpredigt von einem der jungen Patres anzuhören... Aus dieser Jugendseelsorge gibt es sowohl Berufungen zum Priestertum und in den Ordensstand, auch geistliche Schwestern. Zugleich aber finden junge Paare zueinander. Allein heuer gab es drei Hochzeiten von „Jugendvigilpärchen“.

„Komm und sieh!“ Ein Kreis von 2.600 Betern, zusammengefasst in der „Gebetsgemeinschaft der Freunde des Heiligen Kreuzes“, unterstützt uns durch Gebet und Opfer. Gott sei Dank haben wir immer sehr gute Äbte: starke Persönlichkeiten, zugleich väterlich, fromm und von Herzen katholisch, die sich Großes trauen.

Unter Abt Gerhard Hradil haben wir 1988 nach 600 Jahren erstmals wieder ein Kloster gegründet: Stiepel in Bochum, das jetzt schon blüht und wächst.

Abt Gregor Henckel Donnersmarck hat sich getraut, 2007 den Papst persönlich einzuladen. Benedikt XVI. kam, segnete uns und alles wächst seither noch mehr als vorher. Und unser jetziger Abt Maximilian Heim hat den Mut gehabt, den Ausbau der Hochschule zu wagen, obwohl das Kloster kein Geld hat: Das Volk Gottes hat durch seine großzügigen Spenden deutlich gezeigt, dass es solchen Mut unterstützt.

Stark ist ein Oberer aber vor allem dann, wenn er starke Persönlichkeiten um sich nicht unterdrückt, sondern fördert. Ich habe schon vier Äbte erlebt, alle haben sie die Talente der Mitbrüder gefördert: Da gibt es welche mit dem Charisma zur Predigt, mit dem Talent zum Jugendseelsorger, mit einer Begabung für Organisation und Leitung... Eigentlich sind wir Heiligenkreuzer ein bunter Haufen verschiedenster Charaktere, unterschiedlich belastbar und vom Tempo her alle anders. Aber unsere Äbte halten uns zusammen, fördern unsere Talente und wir selbst bemühen uns um die brüderliche Liebe.

Eigentlich ist das für Ordensleute selbstverständlich. Bei uns kommt aber noch etwas hinzu, für das wir gar nichts können: Wir haben das Gefühl, dass Gott uns gewöhnliche und mittelmäßige Mönche, die nur das tun, was Mönche tun sollen, in dieser miesen Situation verwendet. Jawohl,

er verwendet uns wie ein Werkzeug, wie ein Instrument, wie eine Schautafel, um der Welt zu zeigen: Auch wenn das Christentum durch eine miese Zeit geht – es geht auch anders!

Man braucht nur unkompliziert, normal katholisch sein. Mit den Beinen auf dem Boden der Tradition, den Kopf aber ins 21. Jahrhundert ausgestreckt: Wir arbeiten mit Internet, mit Facebook, mit Whats-app; die jungen Mönche führen einen eigenen Video-Kanal („Monastic Channel“) im Internet... Wir nützen die Medien unserer Zeit.

Der liebe Gott hat aber vor allem von sich aus inszeniert, man könnte fast sagen, dass er sich mit uns einen Scherz erlaubt hat, als wir seit 2007 so stark und positiv in die Öffentlichkeit gerutscht

„Die monatliche Jugendvigil ist ein Renner...“

sind. Zuerst durch einen Oscar des Neffen des damaligen Abtes, Florian Henckel Donnersmarck: Das Drehbuch hatte er in einer kärglichen Klosterzelle geschrieben. Dann durch den überraschenden Besuch von Papst Benedikt XVI. am 9. September 2007, der auch der boomenden Hochschule galt. Schließlich ab 2008 durch einen geradezu miraculösen Musikerfolg mit den Gregorianik-CDs „Chant“. Wir wussten gar nicht, wie uns geschah: Dauernd öffneten sich neue Türen, wo man sonst als Mönch nie hinkommt, wo man gar nicht wahrgenommen wird.



Heiligenkreuz zieht viel Jugend an

Plötzlich standen Journalisten, Radio- und Fernsehteams vor den Türen des Klosters.

Wir haben immer gut geprüft, ob wir durch die geöffneten Türen gehen sollen. Wir haben viel gebetet, denn wir wollen nicht bloß „mediengeil“ in die Öffentlichkeit, sondern wir wollen Apostolat machen. Wo wir es nach langem Beten getan, oft erlitten haben (ich denke an meinen „Wetten-dass“-Auftritt), da wurde es doch zum Segen. Also nehme ich an, dass Gott dahinter steckt.

Wie es weitergeht? Solid und ordentlich wollen wir in aller Stille die Priesterausbildung an unserer Hochschule fortsetzen. Die jungen Leute brauchen die Atmosphäre des Glaubens, um in der Berufung wachsen und einzuwurzeln zu können. Natürlich müssen wir als Gemeinschaft bald eine Neugründung machen. Viele Bischöfe laden uns ein. Aber da haben wir bisher noch zu wenig gebetet, da uns aber die Zimmer ausgehen, stehen wir unter Druck.

Und jede Berufung, die Gott uns schickt, ist ja Seine Herausforderung an uns: Macht etwas mit diesen jungen Leuten: Betreut Pfarren, führt Jugendliche zum Glauben, bildet an der Hochschule frohe Theologen aus, gründet neue Klöster, besiedelt alte Klöster neu... Jede Berufung ist ein Imperativ Gottes an uns, noch mehr zu tun. Eigentlich tun wir Heiligenkreuzer ja viel zu wenig.

Aber das ist ja das Schöne an unserem Gott, das er uns bei jeder Heiligen Messe vor Augen führt. Wenn wir ihm ein bisschen etwas an Glauben und Opferbereitschaft hinhalten, wandelt er es in Vermehrung und Wunder. Und so wie die kleine Hostie nach der Wandlung zur göttlichen Nahrung für uns Menschen wird, so hoffe ich, dass Gott auch unsere Gemeinschaft hier, Heiligenkreuz und die Hochschule, zu einem Mittel macht, um in diesem desolaten Europa ein Stück weit seine Herrschaft der Liebe wieder aufzurichten. Ich erlaube mir, am Schluss das Wort an unseren Herrn und Heiland zu übergeben, der da sagt: „Kommt und seht!“

Der Autor ist Rektor der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Heiligenkreuz.

Die Heilsverheißungen der Neuzeit haben ihren Glanz verloren. Und die Zahl der Menschen, die das spüren, wächst. Eigentlich ein günstiger Zeitpunkt, die Botschaft Christi in die Welt zu tragen, meinen zwei engagierte Christen im folgenden Interview.

Thibaut Dary, warum haben sie diesen beinahe nach Ideologie klingenden Titel MANIFEST FÜR EIN ENGAGIERTES CHRISTENTUM gewählt?

THIBAUT DARY: Weil der Glaube an Jesus Christus nur engagiert gelebt werden kann. Wer in seinem Inneren von Christus erfasst worden ist, der begreift: Es geht darum, manchmal sogar radikal, sein Leben zu ändern. Und was das Wort Manifest anbelangt: Darin kommt das Bemühen der jungen Generation, oft auch „génération MJM“ (Generation Weltjugendtage) genannt, zum Ausdruck, im Gefolge des Aufrufs von Johannes Paul II., den Glauben entschieden, ohne Komplexe zu leben sowie ohne Angst gegen den Strom zu schwimmen, wenn es nötig ist. (...) Heute ist es höchste Zeit, den Glauben mit so vielen Menschen wie möglich zu teilen. Und als Christen zu leben – jetzt und ohne Abstriche.

Ihr Buch, so schreiben Sie, sei der Reflex einer Generation, der eine Schlüsselrolle in einem „historischen“ Moment zukommt und der die Pflicht auferlegt ist, den Glauben sichtbar zu machen.

DARY: Jede Generation hat ihrer Aufgabe in der Geschichte der Christenheit gerecht zu werden. Da nun die Jahrzehnte vor uns geprägt waren von einer Abkehr vom Christentum, liegt es dann nicht an uns, eine Neuevangelisierung einzuleiten? Wir sind ja mit dem Scheitern der ideologischen Heilsverheißungen konfrontiert. Der Materialismus strahlt keine Hoffnung aus und hat keine Antwort auf die grundlegenden Fragen. Unsere, aller Illusionen beraubte Gesellschaft ergeht sich in Konsum und Spaß. Nur die Kirche verfügt über eine wirklich stimmige Botschaft, um das Schicksal des Menschen zu erleuchten. Nützen wir doch den Umstand, dass es immer noch eine Mehrheit von Getauften gibt. Auf dieser

Grundlage lässt sich aufbauen, bevor diese Basis ganz zerbröckelt. Wenn wir nichts tun, nehmen wir in Kauf, dass das Katholische bei uns bald zur Randerscheinung wird.

GASTON PIÉTRI: Was man landläufig als Entchristlichung bezeichnet, ist tatsächlich die Herkunft einer Gesellschaft, in der die Botschaft Christi immer weniger ankommt. Zum Teil mag das sicher auf den mangelnden Mut zur Verkündigung zurückzuführen sein. Allerdings gab es auch beachtliche Veränderungen, die Kirche jedoch behielt einen Stil bei, der einer anderen Art von Gesellschaft entsprach. Ich denke da an den Lebensstil, die Zeiteinteilung (etwa das Wochenende), unausgesprochene Wertesysteme, Brüche in den Beziehungen der Generationen. Auf diesem Hintergrund spielt sich die Evangelisation mehr und mehr im Rahmen von pastoralen Angeboten ab, die man keineswegs als „klassisch“ bezeichnen würde. Die Weltjugendtage sind da ein typisches Beispiel...

Warum aber sollte gerade jetzt die Zeit gekommen sein, den Glauben sichtbar zu machen?



Hochzeiten: Gelegenheiten, Jesus Christus zu verkünden

DARY: Wie sollen unsere Mitbürger Christus entdecken, wenn wir unseren Glauben verstecken? Wenn wir das tun, schreitet der Glaubensverlust

weiter voran. Wer das Kostbare, was er besitzt, geheim hält, obwohl es andere glücklich machen könnte, ist schlicht und einfach ein Egoist. (...) Was mich anbelangt, so gab es eine Zeit, da ließ ich mir meinen Glauben nicht am Arbeitsplatz anmerken. Aber das hat mir Unbehagen bereitet. Ich war zwischen

Beispielgebend sind die Weltjugendtage

dem Anruf, Zeugnis zu geben, und blanker Angst, mich zu exponieren und abgelehnt zu werden, hin- und hergerissen. Dank der Unterstützung von Freunden habe ich mit dem Versteckspiel aufgehört – und ich wurde zu meiner großen Überraschung innerlich ruhig, froh, dass die Leute von meinem Glauben wussten, dass ich sonntags in die Messe ging. Genau damit beginnt die Sichtbarkeit: mit der Bereitschaft, so gesehen zu werden, wie man eben ist. Das ist allerdings nur ein erster Schritt. Man muss darüber hinaus Ansätze mit prophetischem Charakter finden.

PIÉTRI: Ich sehe das wie Thi-

schende unfassbare Gleichgültigkeit. Mir laufen dauernd Menschen über den Weg, die gar nicht den Wunsch haben zu glauben, die sagen, sie hätten gar keinen Bedarf nach Glauben. Unter Berücksichtigung dieser Tatsache, denke ich: Es geht vor allem darum, das Leben unserer Mitbürger zu teilen, an ihren Interessen und Sorgen Anteil zu nehmen. Dann kann es geschehen, dass eines Tages die Frage nach den letzten Dingen auftaucht, die grundlegende Frage nach der Bedeutung menschlicher Existenz. Die Gute Nachricht kann ich jedoch nur dann weitergeben, wenn vorher schon eine wirkliche Vertrautheit bestanden hat.

Ich möchte nicht mehr im Stil von „dem Mutigen gehört die Welt“, Fahne voraus, wie ich das früher gemacht habe nach dem Motto: „Wir werden die Welt für Jesus Christus erobern“, vorgehen. Das bringt uns, meiner Meinung nach, nicht ein Schritt voran bei der Evangelisierung unserer Zeitgenossen. Für unsere Zeit eignet sich eher die Haltung Christi, der sich in das Gespräch einmischte: „Was sind das für Dinge, über die ihr auf eurem Weg miteinander redet?“, fragt Er die zwei Jünger auf dem Weg von Jerusalem nach Emmaus.

Tatsächlich schreiben Sie, Gaston Piétri, ja dann auch in Ihrem Buch: „Es nützt nichts auf den Straßen laut ‚Christus ist auferstanden!‘ zu verkünden.“ Aber sind Sie, Thibaut Dary, nicht Teil einer neuen Generation, die meint, die Zeit einer direkten kerygmatischen Form der Evangelisation sei gekommen, eben wie zur Zeit der ersten Christen?

DARY: Tatsächlich meine ich, dass jene, die auf Straßen und im Sommer an Stränden das Evangelium verkünden, im Einklang mit dem sind, was die Kirche will. Man sollte ihren Mut – er gleicht jenem der Apostel – nicht karikieren. Sie geben sich mit

Eine Herausforderung für die Christen Europas in einer neu

Wie sollen die Mitbürger Christus wenn wir unseren Glauben ver

heidnischen Zeit

s entdecken, rstecken?

offenem Visier auf die Suche nach Seelen. „Die Welt für Christus gewinnen“: Wo gibt es da ein Problem? Natürlich ist es auch wichtig, das Leben mit denen, die uns umgeben, zu teilen. Ich bin aber überzeugt: Es gibt auch einen Punkt, an dem man sich trauen muss zu sagen: „Ich glaube, dass Jesus wirklich gelebt hat, dass er gestorben und wirklich auferstanden ist. Ich glaube, dass Er lebt und dass Er mich aus dem Tod rettet. Und auch dich rettet er aus deinem Tod.“ Das ist eine enorme Herausforderung für die Vernunft. Und es ist heute wie vor 2000 Jahren „eine Torheit und ein Ärgernis“. Dennoch muss dieses Wort verkündet werden. Wer sonst sollte es tun?

(...)

Ihrer Ansicht nach besteht eine Voraussetzung für die Evangelisation: Man muss eine persönliche Begegnung mit Gott gehabt haben. Liegt darin nicht die erste große Herausforderung für die Kirche?

DARY: Das ist ein Geschenk. Ich würde mich aber nicht trauen zu behaupten, Gott geize damit. Ja, es ist eine Gnade, aber man muss sie erbitten. Wenn wir uns mit einer ideologischen Sicht des Christentums begnügen in der Meinung, es erzeuge die historisch beste Zivilisation für den Menschen, dann reduzieren wir es auf ein System – und dabei ist es doch ein Bund. Auch ich habe früher so gelebt, ausgestattet mit dem gesamten Waffenarsenal der katholischen Soziallehre: alles äußerlich, ohne das Feuer einer gelebten Liebesbeziehung zu Christus. Der Widersacher hält uns von dieser Begegnung ab. Er fürchtet, das Leben könnte dadurch völlig verändert, unsere Sünden aufgedeckt werden und dass Gott von uns Unmögliches verlangen könnte. Es ist ja so viel einfacher, ein Christentum auf Augenhöhe des Menschen zu leben, das man klar zu definieren und zu beherrschen vermag.



Die Weltjugendtage: Impulse für die Entstehung einer Generation engagierter junger Christen

Wie kommt es, dass heute so viele – sogar unter praktizierenden Christen – nicht die Erfahrung einer persönlichen Beziehung zu Gott machen?

DARY: Ich würde das nicht so schwarzmalen. Zwar ist die Rede von 5% Praktizierenden, aber immer noch wollen 46% der Franzosen, dass ihre Kinder getauft werden und in die Kirche kommen! Da sind die Leute also nicht nur auf der Straße, sie klopfen an die Kirchentüre. Was wollen sie? Klar, sie kommen nicht, um Jesus Christus zu begegnen. Sollte uns das aber davon abhalten, ihnen den Glauben zu verkünden – und ebenso bei Hochzeiten und Begräbnissen? Man muss diese Gelegenheiten nutzen, um wirklich den Glauben vorzustellen. Vor zehn Jahren haben uns die Bischöfe gesagt, man müsse von einer Pastoral des Empfangens zu einer des Anbietens gelangen. Nur: Wenn 46% der Franzosen für ihre Kinder die Taufe wollen, wie vielen von diesen wird eine religiöse Erziehung zuteil?

(...)

Besteht nicht ein Problem darin, dass unsere Pfarren heute allzu oft keine wirklichen christlichen Gemeinschaften mehr sind? Man kann dort das Evangelium verkünden, aber die Leute haben nicht den Eindruck, in eine echte Familie aufgenommen zu sein. Kein Wunder, dass sich die Kirchen lehnen.

PIÉTRI: Heute gibt es immer mehr Gemeinschaften, die ich als „elektiv“ bezeichnen würde:

das Neokatechumenat, Comunione e Liberazione, die Focolari, die Gemeinschaft der Seligpreisungen, die Gemeinschaft Emmanuel, Chemin Neuf... Ich nenne sie „elektiv“, denn diese Gemeinschaften bestehen aus Leuten, die sich für einen bestimmten Stil christlichen Lebens entschieden haben. Da teilt man – trotz aller möglichen Unterschiede des Temperaments und der Herkunft – eine gewisse Anzahl von gemeinsamen Anliegen. In der Pfarre hin-

Die familiäre Dimension der Kirche entdecken

gegen ist das anders. Sie umfasst ein Gebiet. Das heißt nicht, dass nicht auch da ansatzweise Gemeinschaft entstehen könnte. Aber aus einem Gebiet wird nicht gleich auch eine Gemeinschaft. Früher, in den Dörfern, gab es das schon. Aber heute, vor allem in großen Städten, ist es schwierig geworden. Die Leute, die am Sonntag zur Eucharistiefeier kommen, knüpfen allerdings schon auch Beziehungen, die sie eine Gemeinschaft erfahren lassen. Das geschieht jedoch nur, wenn sie sich regelmäßig um die Eucharistie versammeln und den Wunsch hegen, diese Begegnung fortzusetzen. Die Pfarre kann Träger, eine Startrampe für Gemeinschaften sein. Mehr kann man von ihr nicht verlangen.

DARY: Die Priester geben durchaus zu, dass sie eher eine „Sonntagsversammlung“ vor sich haben als eine „Pfarrgemein-

schaft“. Dennoch können unsere Pfarren echte Gemeinschaften werden. Nur wer soll Männer und Frauen jeden Alters und jeglicher Herkunft zusammenführen? Wieder einmal: Christus – Er allein! Von der Liebe für Christus getroffen, verbrannt, erobert zu sein – das muss die Kirche den Gläubigen in den Pfarren vermitteln. Es ist die Basis jeglicher christlicher Gemeinschaft. Was das betrifft, können die „elektiven“ Gemeinschaften den Pfarren viel weitergeben. Darüber hinaus war ich beeindruckt von dem, was Benedikt XVI. in seiner Enzyklika *Deus caritas est* gesagt hat. Er verweist nach dem Vorbild der ersten christlichen Gemeinschaften besonders auf die Notwendigkeit gegenseitiger brüderlicher Unterstützung (bis hin zur finanziellen Solidarität). „Seht, wie sie einander lieben“, sagte man von ihnen. Das lässt sich auch heute leben. Aber haben wir dafür ausreichend viel Liebe? Damit in unseren Kirchen diese familiäre Dimension wiederentdeckt wird, muss uns die Dreieinigkeit zu Brüdern und Schwestern machen. In dieser Welt wird es auch durch Gottesbegegnung zur Ansteckungskommen, im Gefolge einer wahren unter uns gelebten Caritas

Thibaut Dary, ein junger Laie, Ende 30, gehört der „Generation Weltjugendtage“ an und ist Autor eines Manifests für ein engagiertes Christentum.

*Gaston Piétri ist seit mehr als 45 Jahren Priester und Autor des Buches „Pourquoi je suis croyant“ (Warum ich gläubig bin). Mit ihnen führten Emmanuel Pellat und Luc Adrian ein Interview für *Famille Chrétienne* v. 16.2.08.*

Noch nie hat die Kirche so Tiefes über die Familie verkündet wie durch Papst Johannes Paul II.. Sein Einsatz trägt heute Früchte und ermutigt viele christliche Familien aufzubrechen.

Ihr setzt Euch seit vielen Jahren für einen Aufbruch der Familien in Österreich ein. Wie seid Ihr zu diesem Engagement gekommen?

ROBERT SCHMALZBAUER: Wir leben in einer tollen Phase der Geschichte, denn wir haben einen Papst Johannes Paul II. erlebt. Er hat etwas eingeleitet, wovon wir jetzt profitieren: Wenn man sich ansieht, was er geschrieben und gesagt hat, erkennt man, es gibt eine neue Gnade für Ehe und Familie in unserer Kirche. Man denke an seine Katechesen zur Theologie des Leibes, an seinen Brief an die Familien. Als wir 1995 geheiratet haben, verstanden wir – wie viele andere auch – nicht so recht, was Ehe und Familie sind. Die Größe und Schönheit dieser Berufung ist unserst nach drei Jahren Ehe aufgestrahlt. Wir waren damals sehr aktiv in der Charismatischen Erneuerung und haben einiges an Aufbrüchen durch die neuen Gemeinschaften in Österreich miterlebt und waren dadurch sehr beschenkt worden, vor allem durch die persönliche Beziehung zu Jesus. Aber was Ehe und Familie betrifft, das wurde nicht als besondere Berufung gesehen. Im dritten Ehejahr sind wir dann nach Frankreich gegangen und haben dort bei der Gemeinschaft „Le Verbe de Vie“ eine für uns überwältigende neue Erfahrung gemacht. Dort haben wir am Gemeinschaftsleben teilgenommen, aber in einem eigenen Wohnbereich – wir hatten damals schon zwei Kinder – gelebt.

MICHAELA SCHMALZBAUER: An einem Einkehrwochenende bin ich zu spät zum Essen gekommen und der Platz neben Robert war schon besetzt. Dort saß eine Ordensfrau. Als ich mich anderswohin setzen wollte, ist diese aufgestanden, um den Platz neben Robert freizumachen. Mir war das unangenehm und ich habe abgewunken. Sie aber hat darauf bestanden und die Hausverantwortliche stellte klar: „Der Platz neben Robert gehört dir.“ Eigentlich eine Kleinigkeit. Aber sie hat uns etwas bewusst gemacht, was wir dann auch bei einem Familienwo-

chenende erlebt haben, nämlich als die gottgeweihten Mitglieder der Gemeinschaft uns als Familie mit Hingabe gedient haben: dass wir allein durch unser „Sein als Familie“ wertvoll sind – und nicht nur durch das, was wir tun. Damals haben wir erkannt, wie wertvoll unsere Berufung zur Familie ist.

Habt Ihr diese Einsicht dann nach Österreich „importiert“?

ROBERT: Uns war wichtig, diese Erfahrung weiterzugeben, eine Wahrheit, die von Gott kommt: dass die Familie für unsere Zeit eine ganz große Bedeutung hat. So hat auch Johannes Paul II. gesagt, dass der Weg der Kirche über die Familie führe. Die Familie ist das Herz der Neuevangelisation. Als wir in Österreich zurück waren, haben wir 2001 unsere ersten Schritte mit Veranstaltungen für Familien gemacht und versucht, hier umzusetzen, was wir in Frankreich erlebt hatten: den Familien geistliche Nahrung zu vermitteln – und zu dienen. Wir haben also nicht Einkehrtage für Männer oder Frauen veranstaltet. Das geht noch relativ einfach. Uns ist es um die ganze Familie gegangen. Familien, insbesondere mit kleinen Kindern, als Familien zu empfangen, das erfordert

milien hier auf eine Weise zu empfangen, dass sie erleben, wie besonders sie sind, wertvoll einfach durch ihr „Sein“: dass sie eine gute Ehe leben, offen für das Leben sind und es weiterschenken, dass sie sich bemühen, ihre Kinder gut zu erziehen. All das ist eine grandiose Leistung, die in unserer Gesellschaft fast übersehen wird. Nach und nach haben wir immer mehr Leute gefunden, die verstanden haben, wie wichtig

Der Weg der Kirche führt über die Familie

es ist, den Familien zu dienen, und die uns bei unseren Bemühungen geholfen haben.

Inwiefern ist das aufwendiger als andere Veranstaltungen?

MICHAELA: Beispielsweise das Kinderprogramm – wir sagen ganz bewusst nicht Kinderbetreuung. Denn auch die Kinder sollen ja im Prinzip dasselbe empfangen wie die Eltern. Da gibt es eine eigene Katechese, eigenes Gebet, Spiel, Spaß, Sport, Abenteuer... Dazu braucht man natürlich Leute, die das organisieren.

ROBERT: Wir haben mit einer Handvoll Familien hier im Haus begonnen. Mit monatlichen Tref-

wir uns an die Jugendtreffen in Pöllau – als Mitorganisatoren hatten wir dort schon Erfahrung gesammelt – „angehängt“. So sind die Jungfamilientreffen entstanden. Am ersten Treffen nahmen 35 Familien teil. Es war eine gewaltige Herausforderung. Aber Gott hat uns Stück für Stück auf diesem Weg weitergeführt. Wir waren ein gutes Team, sehr gut von P. Leo Liedermann begleitet, der uns mit seinem weisen, großen Blick viel Mut gemacht hat. Im Rückblick können wir feststellen: Auf diesem Weg ist bei vielen Familien etwas Neues entzündet worden...

Und was wurde da entzündet?

MICHAELA: Viele könnten das gar nicht so im Einzelnen erklären. Aber in ihnen ist das Bewusstsein entstanden und gewachsen, dass sie als Familie wichtig sind, dass es ein Umfeld gibt, das sie wertschätzt. In ihrem normalen Alltag machen sie ja andere Erfahrungen, besonders wenn sie mehrere Kinder haben. Da wird man ja nicht unbedingt willkommen heißen. Es ist, wie wir schon gesagt haben: Sie erkennen den großen Wert ihres Lebens als christliche Familie mit allen Sorgen, Nöten und Herausforderungen und dass dies eine wunderschöne Berufung ist.

Hat das vielen Mut zum Kind gemacht?

ROBERT: Es gab in Pöllau dann eine rasante Entwicklung und die Leute haben uns gesagt: „Es ist das erste Mal, dass wir mit unseren „lästigen“ Kindern willkommen sind. Unsere Buben sind wirklich schlimm, aber hier haben wir gemerkt, wir dürfen einfach so sein, wie wir nun einmal sind. Und das tut gut.“ Das mag banal klingen. Aber machen wir uns bewusst: In der Familie werden große Leistungen erbracht. In Pöllau erfahren die Familien, wie Gott über sie denkt, welchen Platz sie im Herzen Gottes haben. Bis zu 25 Priester nehmen sich dort Zeit für sie. Und allein 180 Helfer haben heuer mitgewirkt: Kinderprogramm, Küchendienst, Ärzte-



„Gott allein genügt“: Jugendliche spielen in Pöllau ein selbst geschriebenes Theaterstück über die heilige Teresa von Avila

allerdings einen großen Aufwand. Es war anstrengend, das hier in unserem Haus zu entwickeln und aufzubauen. Aber das war uns ein Anliegen: die Fa-

fen in Mödling bei der Gemeinschaft Immaculata. Als dann aber der Wunsch entstand, auch eine intensivere Form des Zusammenkommens zu entwickeln, haben

reich ums werden

dienst, Stillbereich, Buschenschank..., um den 185 Familien freiwillig zu dienen.

Und trägt sie das weiter durch ihr Leben?

ROBERT: Die Gemeinschaft, zu wissen, dass man nicht allein ist, das ist ganz wichtig, besonders für die Kinder. Es gibt ja auch Orte, wo man sich weiterhin treffen kann. Zu unseren Familiennach-

evangelisiert. Sicher, wir bemühen uns, organisieren – aber letztlich ist es Gott selbst, der am Werk ist. Er ist es, der handelt, Er ist es, der bekehrt. Dazu ein Erlebnis: Bei einem Treffen hat das Ehepaar Norbert und Renate Martin über Sexualität gesprochen. Unter den Zuhörern waren zwei Männer, die sich einer Vasektomie unterzogen hatten. Sie haben sich einige Zeit nach dem Treffen gemeldet und gesagt, sie hätten verstanden, dass dies verkehrt gewesen sei und sie hätten den Eingriff, der unfruchtbar gemacht hatte, rückgängig machen lassen. Mittlerweile hat das schon einem Kind ins Leben geholfen.



Das Kinderprogramm: ein wichtiger Teil des Jungefamilientreffens

mittagen kommen mittlerweile bis zu 50 Familien. Dann gibt es die Kinderseminare, die „Tage mit Jesus“, die „Heldenwochen“ für Jugendliche, Ehemänner- und Ehefrauenwochenenden, also Stationen unter dem Jahr, wo man zusammenkommt, wo man die in Pöllau erhaltene Stärkung erneuern kann. Ja, man braucht über das Jahr hinweg diese lebendige Gemeinschaft – auch wenn sie nicht auf einen bestimmten Raum konzentriert ist. Jetzt waren wir auf Kinderwallfahrt in Assisi, da waren 80 Kinder und Jugendliche mit, auch aus Vorarlberg und dem Burgenland. Die Kinder kennen sich, schließen Freundschaften, sind durchs Internet in Verbindung.

Ist Gemeinschaft also der wichtigste Faktor?

ROBERT: Nein, es ist die Begegnung mit Jesus. Er ist es selbst, der

Das sind Wunder, die nur Gott bewirken kann. Und da gibt es viele Aufbrüche, die wir nicht kennen und solche, die man nicht erzählen kann.

Hilft dieser Aufbruch, Kindern halbwegs schadlos über die Jugendzeit hinwegzukommen, ja einen persönlichen Glauben zu entwickeln?

MICHAELA: Sicher. Sie leben ja in Familien, die beten, die in die Messe gehen, sicher auch mit Unvermögen, jedenfalls aber mit Entschiedenheit. Das ist ein großes Kapital. Und dann eben die regelmäßigen Treffen: Da hat es sich ergeben, dass die größeren Kinder, so ab 14, in die Gestaltung des Kinderprogramms eingestiegen sind. Ohne deren Mithilfe würde das heute überhaupt nicht mehr funktionieren. Und das hilft ihnen wiederum, im Glauben zu bleiben. Der Dienst am Nächsten

hat da eine wichtige Funktion.

ROBERT: Krisen erleben die Jugendlichen natürlich auch. Aber wenn man mit Freunden den Weg geht, wird man mitgetragen. Die Jugendlichen halten da sehr zusammen. Aus diesem Aufbruch ist eine Gruppe entstanden, die sich „Helden für Ihn“ nennt. Sie sind über ganz Österreich verstreut, kommen aber bis zu zehnmal im Jahr zusammen. Zum zweiten Mal haben sie jetzt ein Theaterstück, eines über Johannes Paul II., eines über Terese von Avila, selbst geschrieben und es dann aufgeführt – mit Witz und Charme. Das macht vielen, die mit kleinen Kindern kommen, Hoffnung. Sie sehen, dass die großen Jugendlichen – einige sind schon über 20 – den Weg mit Jesus gehen.

MICHAELA: Was wir jetzt nach all den Jahren schon sehen können: Die zum Teil beachtlichen Mühen, die die Familien auf sich nehmen, haben sich gelohnt.

ROBERT: Es gibt das Wort von der Familie als Subjekt der Neuevangelisierung. Hier gibt es Missverständnisse.

Vielfach versucht man, die Familie einzuspannen: Erstkommunion, Firmung, Tischeltern... Natürlich brauchen wir helfende Hände. Aber

uns ist wichtig zu vermitteln: Die größte Evangelisation, die ihr machen könnt, geschieht durch euer „Sein“: eine gute Ehe zu führen, miteinander zu beten, sich Zeit für die Kinder zu nehmen, sie im Geiste Christi zu erziehen. Diese Lebenssubstanz gilt es zu pflegen. Das ist nicht egoistisch. Das strahlt aus! Auf diese Weise geschieht Aufbruch der Familien in unserem Land – übrigens nicht nur durch uns, denn es gibt viele ähnliche Bemühungen, etwa durch die Schönstatt-Bewegung, die Salzburger Familienakademie... Auf diese Weise entstehen Lichtpunkte in unserem Land, die zu leuchten beginnen und das Licht Christi an viele Orte bringen, wo es heute dunkel geworden ist. Johannes Paul II. sagt das so schön: „Ihr seid die lebendigen Seiten des Evangeliums heute.“

Das Gespräch führte
Christof Gaspari.

Ankündigungen

Advent-Exerziten

„Alles ist durch das Wort geworden und ohne das Wort wurde nichts, was geworden ist“ mit P. Georg Wiedemann
Zeit: 9. (18 Uhr) bis 13. Dezember

Ort: Kolleg St. Josef, Gyllenstormstr. 8, 5026 Salzburg;
Info&Anmeldung: Tel: 0662 623417-0,
kolleg-st.josef@cpps.de,
www.kolleg-aigen.at

Exerziten

Exerziten zur „Familienerneuerung“ mit P. Tom Mulanajany VC. Die Vorträge werden vom Englischen ins Deutsche übersetzt. Teilnahme jederzeit möglich.

Zeit: 27. November 9 Uhr bis 29. November 13 Uhr

Ort: Kirche, Maria vom Siege 3, 1150 Wien

Info: Tel.: 01 8934224,
info@vinzentiner.at,
www.vinzentiner.com

„Kommt zu mir und findet Antwort auf all eure Probleme“ mit P. James Manjackal

Zeit: 5. bis 7. Februar 2016, jeweils 9.30 bis 21 Uhr

Ort: Admiral Dome, Gutheil Schoder Gasse 9, A-1100 Wien

Gebet für verfolgte Christen

Heilige Messe im Anliegen der verfolgten Christen

Zeit: jeden Mittwoch 18 Uhr 30

Ort: Kirche zur Unbefleckten Empfängnis, Kaiserstraße 7, A-1070 Wien

Lichterketten

Jugend für das Leben veranstaltet Lichterketten für die Ungeborenen, um auf das Unrecht der Tötung dieser Kleinsten aufmerksam zu machen.

Zeit: 28. November Beginn 15 Uhr 30 mit Heiliger Messe

Ort: Karmelitenkirche, Linz

Zeit: 5. Dezember 16 Uhr 30

Ort: Eingang der Landeskliniken, Salzburg

Zeit: 11. Dezember Beginn 17 Uhr mit Heiliger Messe

Ort: Stiegenkirche, Graz

In unserem Jahrhundert sind die Martyrer zurückgekehrt, häufig unbekannt, gleichsam ‚unbekannte Soldaten‘ der großen Sache Gottes. Soweit als möglich, dürfen ihre Zeugnisse in der Kirche nicht verloren gehen.“ Das schrieb Papst Johannes Paul II. im Jahr 1994, als sich die Kirche auf den Übergang in das dritte christliche Jahrtausend vorbereitete. Die Bischofskonferenzen aller Länder bemühten sich, die Lebenszeugnisse der Glaubenszeugen des 20. Jahrhunderts zu sammeln, um sie dem Vergessen zu entreißen.

Einer dieser „unbekannten Soldaten der großen Sache Gottes“ ist Hanns Georg Heintschel-Heinegg. Mit nur 25 Jahren wurde der Theologiestudent am 5. Dezember 1944 im Wiener Gefängnis unter dem Fallbeil hingerichtet. Wenn ihm

Still, gescheit, feinsinnig und mit köstlichem Humor

auch nur wenige Artikel und Bücher gelten und seine Biographie nicht sofort bei den Stichworten „Martyrium“ und „Widerstand“ genannt wird, so wird doch jeder, der seinen Lebensspuren folgt, vor das Geheimnis der Gegenwart Gottes geführt.

Ein Mitgefangener, der die grauenvollen Tage des Gefängnisses in Wien überlebte, schrieb über den Priesteramtskandidaten, wie folgt: „Ein stiller, gescheiter, feinsinniger und dabei mit köstlichem Humor begabter Mensch, 25 Jahre alt.“

Hanns Georg von Heintschel-Heinegg wurde am 5. September 1919 auf Schloß Kneschitz in Nordböhmen geboren. Im Jahr 1926 gaben seine Eltern Wolfgang und Albertine Heintschel-Heinegg aus wirtschaftlichen Gründen die Besitzungen in Böhmen auf und ließen sich mit ihren Kindern in Wien nieder. Hanns Georg besuchte das Theresianum, ein Gymnasium der österreichischen Aristokratie mit ausgeprägter Traditionspflege.

Diese Schule eröffnete dem Jungen die Welt der großen Dichter und Schriftsteller wie Rainer Maria Rilke, Stefan George, Hugo von Hofmannsthal

und Joseph Freiherr von Eichen-dorff. Der junge Mann las gerne ihre Gedichte und Gedanken. Gleichzeitig wurde er durch die Begegnung mit der Literatur selber zum Schreiben angeregt. Nicht weniger als 23 Gedichte widmete Hanns Georg allein seiner neuen Heimatstadt Wien.

Der Gedankenwelt des Nationalsozialismus stand er von Anfang entschlossen ablehnend gegenüber. Schnell erkannte er in der nationalsozialistischen

che Leben bestimmten. Bei einer Hausdurchsuchung des Canisianums am 13. März 1938 wurden Briefe von Heintschel-Heinegg beschlagnahmt. Beim Verhör hatte er sich dafür zu verantworten, dass er sich in den an seine Schwester gerichteten Briefen Gedanken um eine friedliche Neuordnung Europas nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs machte. Diese Briefe zeugten von der Ablehnung des Nationalsozialismus sowie

fen. Die Gestapo reagierte kompromisslos mit über 130 Verhaftungen. Unter den „Zusammengetriebenen“ war auch Hanns Georg von Heintschel-Heinegg.

Sein weiterer Lebensweg wurde zu einem wahren Kreuzweg, der durch die Gefängnisse in Wien, Anrath (Niederrhein) und Krefeld sowie zurück nach Wien führte; hier wurde ihm am 22. und 23. Februar 1944 der Prozess gemacht. Vier Jahre sinnlosen und zermürbenden Gefängnis-aufenthaltes lagen da bereits hinter dem Theologiestudenten. Das Gericht verurteilte ihn zum Tode und zu immerwährendem Ehrverlust. Danach hatte der Verurteilte nochmals zehn Monate in der Zelle in der sicheren Erwartung des Todes zu ertragen, bis das Urteil am 5. Dezember 1944 in Wien durch das Fallbeil vollstreckt wurde.

Nach den Worten des damals amtierenden Gefängnis-pfarrers sprach Heintschel-Heinegg auf dem Weg von der Gefängniszelle bis zur Guillotine laut und vernehmlich das Glaubensbekenntnis. Die Worte „und an die Auferstehung und das ewige Leben“ wurden von dem dumpfen Aufprall des niedersausenden Schwertes erstickt. Danach war es still.

Heintschel-Heinegg wuchs in der Zeit seiner Haft zu wahrer Größe und Klarheit heran. „Wir alle müssen uns erst bewähren. Hier sammeln wir nur (...) Nur der Wartende reift, und jede Läuterung bedarf des Steines, der auf uns geworfen wird.“ Immer wieder traf Heintschel-Heinegg auf Wärter, die ihm Papier und Stifte verschafften, und es ermöglichten, dass der Gefangene schreiben und seine Gedanken festhalten konnte.

Im Gefängnis von Krefeld, am 4. Juni 1942, dem Fronleichnamstag, verband er sich in einem Gedicht über die Gegenwart der Liebe Gottes mit den in der Stadt vorüberziehenden Prozessionen.

Es ist kein Thron so nah an uns getückt als der der Liebe. Aller Menschen Sorgen gehen hier zu Ruh. Gesegnet,

wem genügt, zu wissen, daß er ewiglich geborgen.

In stiller Demut schweigt mein preisend Wort; denn Stille ziemt, wem Gott das Herz entbrennt.

In ferner Sehnsucht nach dem heiligen Ort ruft mich die Andacht hin zum Sakrament.

Während der Gefängnis-aufenthalte dachte Heintschel-Heinegg sogar über die Gründung des Ordens der „Ritter vom Heiligen Geist“ nach. Er hoffte, dieser Bund würde dazu beitragen, „die Menschheit, die Kultur und alles Leben in und zu Christus heimzuführen.“ Fünf Mitgefängene, zu denen er unter den Bedingungen der Haft Kontakt pflegen konnte, traten der Verei-

1944 in Wien zum Tode verurteilt und enthauptet

nigung bei. Obwohl es trotz der widrigen Umstände zu einer kirchlichen Anerkennung gekommen ist, wird es vermutlich niemals eine Ordensgemeinschaft in der Geschichte der Kirche gegeben haben, die in einer Gefängniszelle geboren wurde und deren erste Mitglieder sechs zum Tode verurteilte Häftlinge waren. Ein ehrendes Begräbnis wurde Hanns Georg von Heintschel-Heinegg nicht zuteil. Die Gestapo weigerte sich, den Leichnam der Familie zu überlassen. Der Tote wurde eingäschert und auf dem Wiener Zentralfriedhof ohne jede Feierlichkeit und Begleitung beigesetzt.

Das Wort aus dem Johannes-evangelium kennzeichnet sein Grab: „Wenn das Weizenkorn in die Erde fällt und stirbt, bringt es viele Frucht“ (vgl. Joh 12,24). Treffender ist das Leben Heintschel-Heineggs und seine unzerstörbare Hoffnung kaum zu beschreiben.

Prälat Prof. Dr. Helmut Moll ist Herausgeber von ZEUGEN FÜR CHRISTUS. DAS DEUTSCHE MARTYROLOGIUM DES 20. JAHRHUNDERTS, Schöningh, Paderborn u.a., 6., erweiterte Auflage 2015, 2 Bände, 98 Euro.

Hanns Georg Heintschel-Heinegg

Botschaft an uns

Von Helmut Moll



Ideologie die Ablehnung des Lebens und jeder Menschlichkeit.

Schon in seiner Schulzeit erwachte in dem Gymnasiasten der Wunsch, Priester zu werden. Nach erfolgreicher Abiturprüfung begann er am 2.

Oktober 1937 das Theologiestudium am Priesterseminar Canisianum in Innsbruck. Seine Liebe zur Literatur ließ den Studenten in diesem nach seinen eigenen Aussagen „glücklichsten Abschnitt“ seines Lebens zu den Werken von Georges Bernanos, León Bloy und Paul Claudel sowie Gertrud von Le Fort greifen.

Umso härter musste es ihn in seinem Geist und Gemüt treffen, als nach dem „Anschluss“ Österreichs im März 1938 an das Deutsche Reich, die rauen und brutalen Methoden der Geheimen Staatspolizei das öffentli-

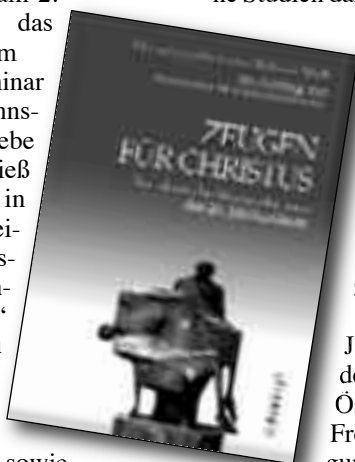
der Größe und Freiheit seines Geistes.

Am 21. November 1938 wurde das Canisianum zwangsweise von der Gestapo geschlossen. Heintschel-Heinegg konnte seine Studien daher nicht fortsetzen. Der Student kehrte nach Wien zurück und lebte in einer privaten Wohnung, in der Erwartung seiner Einberufung zur Wehrmacht.

Im Laufe des Jahres 1939 wurde er mit der Österreichischen Freiheitsbewegung unter dem Augustiner-Chorherren Roman Scholz (1912 – 1944) bekannt gemacht und schloss sich dieser an. Ein Spitzel erschlich sich das Vertrauen der Mitglieder und verriet am 17. Juni 1940 für 30.000 Mark die Namen der Teilnehmer der Tref-

herren Roman Scholz (1912 – 1944) bekannt gemacht und schloss sich dieser an. Ein Spitzel erschlich sich das Vertrauen der Mitglieder und verriet am 17. Juni 1940 für 30.000 Mark die Namen der Teilnehmer der Tref-

herren Roman Scholz (1912 – 1944) bekannt gemacht und schloss sich dieser an. Ein Spitzel erschlich sich das Vertrauen der Mitglieder und verriet am 17. Juni 1940 für 30.000 Mark die Namen der Teilnehmer der Tref-



Die neuen Medien: Gefahren und geeigneter Umgang

Digitale Invasion



lem um das eigene Ich und bestärken eine intensive Form von Ich-Verliebtheit.

2. Das menschliche Gehirn ist auch beim Erwachsenen kein fertiges Organ, sondern zur Anpassung und Umformung fähig – auch zum Schlechteren bei falschem, überzogenen Gebrauch der Medien. Und dafür gibt es ernst zu nehmende Untersuchungen.

3. Multitasking, von vielen als modern und „kreativ“ eingeschätzt, ist falsch und setzt die Leistung nur herab. „Monotasking“, also bei einer einzigen Aufgabe zu bleiben, ist der produktive Weg. Multitasking ist in Wirklichkeit oft nur ein Springen von einer Aufgabe zur anderen, wobei man bei der unterbrochenen und wieder aufgenommenen Sache den direkten An-

schluss oft verliert und einen oder mehrere Schritte zurückgehen muss, um dort neu wieder einzusteigen – ein Verlust an Zeit und Energie. Darüber (wie auch über andere Themen) werden klare Untersuchungsergebnisse angeführt.

4. In der Welt dieser Medien entwickeln sich altbekannte Versuchungen zu nie gekannter Stärke: Pornographie, jederzeit in raffiniertesten Formen für fast jedermann (bis zu Volksschulkindern) zugänglich; oder das Verschicken und Empfangen aufreizender, auch selbst gemachter Bilder. Der Autor nennt Schutzprogramme. Dazu kommen ernste Störungen auch für gute Ehen, genau an ihren Schwächen und Tiefpunkten. Ebenso Verfolgung und Bedrängung von Teilnehmern, auch Kindern, aus dieser Dimension. Glücksspiele im Internet können ähnliche Motive haben wie stundenlanges Austausch von SMS: auch diese sind,

wie die unzähligen Versuche beim Glücksspiel, an sich langweilig und nichtssagend – immer in der stillen Erwartung einer tolen aufregenden Nachricht, eben eines Treffers!

5. Bei all diesen Darstellungen und Versuchen einer Ursachenanalyse versucht der Autor jedes Mal, den Leser zum aktiven Mit-

SMS-Sucht: stetes Hoffen auf tolle Nachrichten

denken, zur Selbstprüfung oder zur Beurteilung der eigenen oder der Familiensituation zu führen. Nie wird die Zukunft düster gemalt, freilich auch nicht beschönigt, und so oft wie möglich nach Vorbeugung und Heilmitteln gesucht.

6. Die drei letzten Kapitel sprechen vom „bewussten Leben in einer digitalen Welt“, vom „Schutz der Kinder und Jugendlichen“ durch die Eltern (und Leh-

rer) und vom „Schutz der eigenen Begegnung mit Gott“ und ihrer bewussten sorgfältigen Pflege. Verträge („Selbstverpflichtungen“) der eigenen Kinder über gesetzte Grenzen werden beschrieben. Ebenso die sorgfältige Sicherung des Internetzuganges: Die Eltern haben Wege, Kinder und Jugendliche zu schützen.

All das kommt aber aus der eigenen lebendigen Verbindung mit Gott, dem Herrn. Darum das Schlusskapitel: „Schützen Sie Ihren Raum mit Gott!“ Darum „kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir: Mein Joch ist sanft und meine Last leicht!“ Dieser Raum, in den Gott uns einlädt, ist heilig und muss auch heilig gehalten werden, frei von digitaler Störung oder Verschmutzung. Der Raum und die Zeit mit Gott haben Vorrang vor allen digitalen Werten, und diese Begegnung soll im Tiefsten ohne alle digitale „Hilfe“ geschehen.

P. LEO LIEDERMANN OSB
DIGITALE INVASION. WIE WIR DIE KONTROLLE ÜBER UNSER LEBEN ZURÜCKGEWINNEN. Von Archibald D. Hart & Sylvia Hart Frejd, SCM-Verlag. 304 Seiten. 16,95 Euro

ausgespart war, in der sie durch ihren alkoholkranken Vater gelernt hat, „was Opfer und Demut wirklich bedeuten“.

Elviras Vater war der erste Arme, den sie angenommen und geliebt hat, wie er war, und dem sie gedient hat: „Alles, was ich in meinem Leben gelernt habe, habe ich gelernt, indem ich für andere da war, ihnen gedient habe.“ Aus den Worten des Buches *Die Umarmung* spricht M. Elviras Liebe zum Leben, ihr Glauben an „das Schöne, das Wahre, das Gute, das Gott jedem Menschen ins Herz gegeben hat.“

Fast 28 Jahre lang blieb sie als Sr. Elvira im Kloster der „Barmherzigen Schwestern der heiligen Johanna Antida Thouret“, bis das Feuer der Liebe, die ihr Gott für die Jugendlichen, die keinen Sinn in ihrem Leben sahen, ins Herz gelegt hatte, so übermächtig wurde, dass ihre Ordensoberen sie ziehen ließen.

Das war die Geburtsstunde der Gemeinschaft Cenacolo, einer Gemeinschaft, die ohne Plan, ohne Konzept – weder auf dem Pa-

M. Elvira & die Gemeinschaft Cenacolo

Die Umarmung

pier, ja nicht einmal im Kopf ihrer Gründerin – entstanden ist. Dafür war sie vom unerschütterlichen Vertrauen getragen, dass Gott sie Schritt für Schritt führen würde. Und so war es und ist es auch.

„Die Gemeinschaft ist gewissermaßen eine ‚Baustelle des Lebens‘, auf der unablässig gearbeitet wird... Jeder Tag ist ein Wunder.“ Diese Wunder konnten sich ereignen, weil Mutter Elvira von der Überzeugung erfüllt war, dass in jedem Menschen, auch wenn er versagt zu haben scheint, ein „unentdecktes Kapital steckt.“ Seit dem 16. Juli 1983 hat sie mit Gottes Hilfe in unzähligen jungen Menschen dieses Kapital ans Tageslicht befördert.

Das Ergebnis erkennen wir heute in weit über 60 Häusern der Gemeinschaft in 18 Ländern: „Heute sehen wir das Wunder auf den Gesichtern der jungen Men-

schen. Ihr Lächeln lässt uns staunen, ihre leuchtenden Augen, ihre Freude und Kraft und auch die Ausdauer, in einer Gemeinschaft sein zu wollen, die sich als ‚anspruchsvoll‘ definiert.“

Wer je im burgenländischen Kleinfrauenhaid war, wird diese Worte Mutter Elviras zutiefst bestätigen können. Es ist das unglaubliche Strahlen ihrer Gründerin, das sich auf den Gesichtern ihrer Schützlinge widerspiegelt.

Worin besteht der „Erfolg“ der Gemeinschaft? Darin, dass jeder, der sich dorthin um Hilfe wendet, so empfangen wird, wie es Mutter Elvira schon ganz zu Beginn mit einem jungen Mann getan hatte: Als sich dieser mit trostlosem, erloschenen Blick dem Haus näherte, ging die Mutter aller Verzweifelten und Süchtigen ihm mit offenen Armen entgegen, empfing ihn mit einer Umarmung und mit

den Worten, die aus ihrem Herzen kamen: „Ich habe auf dich gewartet, endlich bist du da!“

Gibt es ein weiteres „Erfolgsrezept“? Ja, Mutter Elvira verrät es:

„Wer gut betet, lebt gut! (...) Das Gebet ist die Nahrung, die dein Leben verändert und auf die tiefen Sehnsüchte antwortet, die du schon lange in dir trägst.“

Ein Buch, in einfachen, eindringlichen und ermutigenden Worten geschrieben, das uns allen Mut machen und Freude vermitteln kann – einfach lesenswert.

Alexa Gaspari

DIE UMARMUNG – DIE GESCHICHTE DER GEMEINSCHAFT CENACOLO. Von Mutter Elvira und Michele Casella (Hrsg.) Media Maria. 142 Seiten, 13,30 Euro.



Tiefgreifende Reform im 21. Jahrhundert

Die Erneuerung der Kirche

Schon lange habe ich kein Buch gelesen, mit dessen Aussagen ich mich über weite Strecken so identifizieren kann. George Weigel, Theologe und führender US-Publizist, stellt Gedanken über *Die Erneuerung der Kirche* an und plädiert für eine „tiefgreifende Reform im 21. Jahrhundert“. Seine Überlegungen bewegen sich jenseits der ausgetretenen Pfade, der üblichen Kampflinie zwischen „progressiv“ und „konservativ“.

Es gehe darum, sich von beiden Sichtweisen zu verabschieden, „der (typischerweise im progressiven Lager verbreiteten) Vorstellung, das Konzil habe mit der Vergangenheit gebrochen, und der (von den Traditionalisten bevorzugten) Vorstellung, das Konzil sei ein Zugeständnis an die Moderne und schon allein deshalb ein furchtbarer Fehler gewesen.“

Was also dann? Weigel bricht eine Lanze für einen „evangelikalen Katholizismus“. Das ist keine Anbiederung an die evangelikale Richtung im Protestantismus, sondern der Aufruf zu einer radikalen Umkehr, zu einem Dasein, das aus der Freundschaft mit Jesus Christus lebt. „Der evangelikale Katholizismus läßt die Menschen der Kirche, Laien wie Kleriker, zu einem Leben ein, in dem alles – unsere persönliche Identität, unsere Beziehungen, alles, was wir tun – um die Freundschaft mit Jesus kreist. (...) Aus ihr erwächst alles andere. Deshalb ist der evangelikale Katholizismus keine Lifestyle-Entscheidung, sondern ein lebensverändernder Prozess der lebenslangen Umkehr zur Wahrheit des Evangeliums.“

Der evangelikale Katholik liest täglich in der Schrift, empfängt häufig die Sakramente, insbesondere die Eucharistie und das Sakrament der Versöhnung – und er macht sich auf, seine Freude über sein Leben mit dem Dreifaltigen Gott mit anderen zu teilen: Er wird zum Missionar. „Der evangelikale Katholik – Laie, Priester, Bischof oder Ordensmitglied – betrachtet jeden

Schauplatz seines (...) Lebens als Gelegenheit zur Evangelisierung.“ Der evangelikale Katholik deutelt nicht an der Wahrheit herum. Er ist dankbar für den Glaubensschatz, den die Kirche über die Jahrhunderte hinweg vertieft hat, und ist bemüht, anderen diesen Schatz in zeitgemäßer Form zu erschließen. Er strebt nach Heiligkeit, jener Eigenschaft, die „die Zwillingskriterien Wahrheit und Mission im evangelikalen Katholizismus zusammenführt.“

In acht Kapiteln führt Weigel dann aus, wie diese evangelikale Reform in verschiedenen Bereichen aussehen sollte: im Episkopat, bei Priestern und Laien, im geweihten Leben... Dieser Teil des Buches ist gespickt mit einer Fülle von Anregungen, interessanten Überlegungen, wertvollen Hinweisen. Schwer, sie zusammenfassend darzustellen. Daher nur ein paar Kostproben:

„Die Priesterweihe verändert einen Mann nicht nur im Hinblick auf das, was er tun kann, sondern im Hinblick auf das, was er ist. (...) Deshalb muss jeder katholische Priester – und das ist eine elementare Forderung – ein von Grund auf bekehrter Jünger des Herrn Jesus Christus sein.“ Dass sich daraus viele Folgerungen für die Priesterausbildung ergeben, leuchtet ein.

Zur Liturgie: „Es geht weniger um die Frage, ob der Priester die Messe ‚mit dem Gesicht zum Volk‘ oder ‚mit dem Gesicht zum Altar‘ zelebriert, als vielmehr um die Frage, welche Richtung beim liturgischen Gebet der Kirche, biblisch und theologisch betrachtet, korrekt ist – und zwar für jedermann. (...) Deshalb wird eine evangelikale katholische Litur-

giereform die Wiedereinführung der klassischen christlichen Gebetsrichtung während der Eucharistiefeier ernsthaft in Erwägung ziehen. (...) Auch in Zukunft würden Priester und Gemeinde einander während des Wortgottesdienstes gegenüberstehen (...) In der Eucharistiefeier aber würde sich die gesamte Gemeinde einschließlich des Zelebranten dem Herrn zuwenden...“

Massives Plädoyer für eine erneuerte Ehevorbereitung: „Ehevorbereitungskurse, die idealerweise von Teams aus Priestern und verheirateten Paaren durchgeführt werden, werden sehr viel mehr Zeit auf die Bibel und den Katechismus als auf den Myers-Briggs-Typenindikator und andere diagnostische Spielereien verwenden (...) Das Paradigma der kirchlichen Ehevorbereitung sollte die Katechese sein – und keine Populärpsychologie.“

Über das Agieren im öffentlichen Raum: „Die Themen des Lebensschutzes haben unter allen Themen der sozialen Gerechtigkeit sogar oberste Priorität. (...) Der evangelikale Katholizismus verteidigt das Recht auf Leben von der Empfängnis bis zum Augenblick des natürlichen Todes, errichtet eine Kultur des Lebens und unterstützt den Entwurf einer gesetzlichen Architektur, die das menschliche Leben in allen Stadien und unter allen Umständen rechtlich schützt.“

Ich belasse es bei diesen wenigen Kostproben. Vielleicht haben sie Ihnen, liebe Leser, Lust gemacht, das Buch zur Hand zu nehmen. Ich kann es Ihnen guten Gewissens empfehlen.

Christof Gaspari

DIE ERNEUERUNG DER KIRCHE. TIEFGREIFENDE REFORM IM 21. JAHRHUNDERT. Von George Weigel. Media Maria. 414 Seiten. 25,70 Euro.

Christa Meves' Beitrag über die Gefahren der elektronischen Medien für Kinder und Jugendliche in der letzten Nummer ist auf großes Interesse gestoßen. Viele Leser meinten, es wäre wichtig, von ihr Wegweisungen für eine gelungene Kindererziehung in diesen schwierigen Zeiten zu bekommen. Wir haben sie darum gebeten und die erfahrene Kinder- und Jugend-Psychotherapeutin hat uns eine Art Katalog von Voraussetzungen für eine seelisch gesunde und glückliche Entwicklung zum Erwachsenen geschickt:

1. Kinder brauchen **konstant zusammenhaltende Eltern** in unmittelbarer Nähe. Familie ist unaufgebbbar. Sich um den langen Erhalt der Ehe zu bemühen, ist ein Verhalten, das viele positive Früchte trägt – vorab bei den kleinen Kindern, aber auch noch bei den Herangewachsenen.
2. Um Kinder zu gesunden Erwachsenen aufzuziehen, ist Gottes Schutzraum mit **Glaubensleben und Gebet** nötig. Studien haben erwiesen, dass gelebtes Christentum in der Familie zu mehr Gesundheit, zu besserem Bestehen von Leid und sogar zur Lebensverlängerung beiträgt!
3. Kinder haben **natürliche Entfaltungsbedingungen**. Die Natur im Menschen, besonders in den ersten Lebensjahren zu beachten, ist von gesunderhaltender Relevanz! Jeder Mensch ist ein uns unbekanntes Unikat und braucht ein Umfeld, das sorgsam und liebevoll mit ihm umgeht sowie seine Individualität beachtet. Jedes Kind ist eine individuelle Neuheit, eine Art Wunderblume.
4. **Jede Entwicklungsstufe hat ein Zeitfenster**. Jede Stufe dient der Einprägung eines Teilziels. Die Phasen in den ersten drei Lebensjahren sind besonders bedeutsam, weil sich hier das Gehirn konstituiert. Durch die Erfahrungen der Kleinkinder mit den Personen ihres Umfeldes müssen sich in ihr Gehirn folgende Empfindungen einprägen können, wenn es eine seelisch gesunde Stabilität für ihr ganzes Leben ergeben soll und zwar nacheinander in dieser Reihenfolge: liebessatte Zufriedenheit und ein Gefühl von Beschütztsein durch vertrauensvolle Bindung an einen nahen Menschen – zunächst am allerbesten durch die leiblich-

Glückliche Kinder sind kein Zufall

Wie Erziehung gelingen kann

Von Christa Meves

che, zunächst nach Bedarf voll stillende *Mutter* als „Eintübungs-Person“. Mindestens 6 Monate voll und nach Bedarf gestillte Kinder werden erfolgreiche Schüler. Ja, sie leiden dann im Erwachsenenalter seltener an Depressionen und Süchten.

6. Mütter, vermeidet Trennung von euren Babys und Kleinkindern! **Bilde dein Kind durch Bindung.**

7. An die Mutter im Säuglingsalter gebundene Kinder werden durch **konstante, liebevolle Ansprache**, in ungetrenntem Kontakt später eher bildungs- und gemeinschaftsfähig. In den ersten drei Lebensjahren in Krippen fremd betreute Kinder werden an der Ausgestaltung des Gehirns umso mehr gehindert, je früher, je kontinuierlicher und je länger sie dort verweilen. In Krippen und Kitas betreute Kinder sind im Erwachsenenalter weniger gemeinschafts-, und intellektuell weniger leistungsfähig als in Familien aufgewachsene Kinder (NICHD – Studie USA).

8. Ab dem zweiten Lebensjahr muss sich das Kind in Selbstbehauptung einüben. Dazu braucht es **Spielraum und Grenze**, um seine Begabungen entfalten zu können. Extreme im Erziehungsstil können schaden: entweder gewalttätig erzweigener Gehorsam oder das Gegenteil: eine antiautoritäre Erziehung oder andere Arten der Vernachlässigung. Das bewirkt Verhaltensstörungen, später Verwilderungserscheinungen.

8. Geistige Mündigkeit des Erwachsenen ist auf natürlicher Basis anzustreben durch fortgesetzt, **stufengerecht bildende Umwelteinflüsse** mit dem Ziel eines ausgereiften Status in liebevoller Mitverantwortung und persönlicher Freiheit.

9. Verpasste Zeitfenster durch Verwöhnung können die Ausreifung der Kinder behindern.

10. **Vorlesen bildet!** Um später einen kultivierten Status zu entwickeln, kann Kindern eine in Dualität gepflegte tägliche Vorle-



Kinder nicht zu früh in die Kinderbetreuung abschieben

sestunde aus phasengerecht ausgewählten Kinderbüchern – durch die gesamte Vorschulzeit hindurch – außerordentlich dienlich sein. Die Inhalte der Bücher müssen vorher geprüft werden, ob sie kindgerecht sind und nicht durch Ideologie ungeeignetes Material enthalten.

11. Das zweite und dritte Lebensjahr ist ein grundsätzliches Zeitfenster für **Nachahmung und Selbstbehauptung**. Geschwister sind dabei Übungsobjekte und Verwöhnungsverhinderer. Sogar Geschwisterzank hat da eine Ab-

Geschwister sind Verwöhnungsverhinderer

härtungsfunktion. Eltern sollten sich so wenig wie möglich einmischen. Falls die Kinder dazu ansetzen, sich zu beschädigen, muss man das kurz ablehnen und sie mit einer mindestens halbstündigen Trennung voneinander bestrafen.

12. Kinder brauchen **Konstanz und Konsequenz**. Sie wollen in eingebahnten Strukturen geborgen sein. Sie zu schlagen sei tabu – Gewalt erzeugt Gewalt.

13. Seelisch gesunde **Kinder wollen keinen Sex**. Die Geschlechtshormone sind in dieser

Zeit fast auf *null* zurückgefahren! Die Kinder zur Sexualität anzuregen, ist eine gefährliche Verfrühung! Schützt ihre Unversehrtheit!

14. **Kindergartenzeit** beginnt mit der Halbzeit des Kleinkindalters:

9 Monate im Leib (der Mutter)

9 Monate am Leib

9 Monate an der Hand

9 Monate in den Fußstapfen

9 Monate im Blick, also im Alter von 3 Jahren. Aber man muss dennoch beobachten, ob das Kind dann wirklich so weit ist, viele Gleichaltrige auf einmal annehmen zu können.

15. Sichere Identität = Schulreife: Seid als Eltern, als Väter für die Jungen, als Mütter für die Mädchen besonders **eindeutige Vorbilder!** Lasst die Gender-Ideologie nicht an euch heran! In dieser Zeit entsteht im Kind eine bewusste Bejahung seines Geschlechts. Es richtet sich dabei nach den Eltern: der Junge nach dem Vater, das Mädchen nach der Mutter. Sie müssen deswegen unbedingt hier besonders positive Vorbilder sein. Sonst kann dem Kind eventuell keine Identifikation mit dem angeborenen Geschlecht gelingen. Es möchte dann lieber anders sein als es angeborenerweise ist. Das kann in

der Pubertät dann zum Einpendeln in eine Perversion führen!

16. Erstes Schuljahr: Leistungsermutigung in der Familie ist Gleitschiene zum Erfolg!

Lob spornt an.

17. Spätestens ab Grundschulzeit: Die tägliche **gemeinsame Mahlzeit in der Familie** sei Pflichtprogramm!

18. **Begabungsförderung und Hobbys** sind Schutz vor pubertären Entgleisungen.

19. Jedes Kind – je vitaler es ist, umso mehr – hat einen Impuls zur Selbstregulation von

unvollständig durchlaufenen Entwicklungsstufen (Resilienz). Seine Flexibilität ist Chance für nachholende Bemühung.

20. **Pubertät ist Ablösungszeit.** Bange machen gilt nicht!

21. Wachsender, **kontrollierter Umgang mit TV, DVD und PC** ist unumgänglich!

22. Smartphone etc.: Entgleisungsgefahr durch Suchtanbahnung oder gefährliche vertrauensselige Kontakte per Facebook können bedenkliche Folgen haben. **Wehrt den Anfängen!**

23. Jugendzeit sei für Buben **Vaterzeit**, bei Mädchen schwesterliche **Mutterzeit**.

24. Jugendzeit sei für Eltern Anregung zur **Mitverantwortung** und Hilfe einer im Glauben verankerten Orientierung.

In unserer orientierungslos gewordenen Zeit ist der feste Zusammenschluss in der Familie – am besten auch mit Großeltern und verantwortungsbewussten Paten eine zwingende Notwendigkeit geworden, aber auch eine schöne, zum Erfolg führende Aufgabe. Laut zahlreichen Studien werden Kinder, die in dieser Weise behütet mit einem gelebten Glauben in der Familie aufwachsen, liebevolle, gemeinschaftsfähige Leistungsträger unserer Gesellschaft.

Dieser Artikel ist ein Nachtrag zum Schwerpunkt der letzten Nummer: „Tod – wo ist dein Sieg?“ Es geht darin um die „Kunst des Sterbens“, die im Grunde genommen ja die Kunst, richtig zu leben, ist.

Seit einiger Zeit liegt die Lebenskunst wieder im Trend. Das bezeugen Sendungen in Rundfunk und Fernsehen, Buchveröffentlichungen, Artikel in Zeitungen und Zeitschriften sowie eine Fülle an Vorträgen und Seminaren. Es ist leicht verständlich, dass für die Ausrichtung und Qualität der angebotenen Lebenskunst der geistige Hintergrund der Autoren und Referenten eine beträchtliche Rolle spielt. Ein Buddhist wird sich darüber anders äußern als ein philosophischer Existenzialist, ein humanistischer Freidenker anders als ein gläubiger Katholik, denn die Auffassung vom menschlichen Leben, seinem Sinn und Ziel, ist ja jeweils grundverschieden.

Schon bei oberflächlicher Durchsicht erkennt man leicht, dass der größere Teil der Ratgeber zur Lebenskunst nicht von einem christlichen Standpunkt ausgeht. Neben flotten Animationsbüchern beherrschen weithin psychologisch und esoterisch geartete Veröffentlichungen den Markt. Und auch Autoren, von denen man aufgrund ihres Hintergrundes z.B. als Mitglieder eines altehrwürdigen Ordens der Kirche, als Priester und Theologe Substantielles zum Thema erwarten sollte, bieten uns oft nicht eine Darstellung aus der Perspektive der göttlichen Offenbarung, sondern wiederholen in gefälliger Form Nettigkeiten, für die der Sohn Gottes nicht am Kreuz hätte sterben müssen.

Vor allem aber sind die entsprechenden Lehren häufig durch eine auffällige Lücke gekennzeichnet: Sie sprechen wenig oder gar nicht vom Tod. Während schon der griechische Philosoph Aristoteles (+ 322 v. Chr.) darum wusste, dass man von einem Leben erst im Nachhinein sagen kann, ob es insgesamt geglückt und somit glücklich war, richten die heutigen Lebenskünstler den Blick vorwiegend auf einzelne Situationen oder Phasen, häufig auch auf den Augenblick, den es bewusst und achtsam zu leben gelte. Sie schweigen hingegen über

das Ende, von dem doch das eigentliche Leben, nämlich das Leben in Gottes Seligkeit, abhängt. Eine Lebenskunst aber, die nicht die unverrückbare Tatsache beachtet, dass es dem Menschen ge-



Generationen riefen den heiligen Josef im Anliegen einer guten Sterbestunde an

setzt ist, einmal zu sterben, und dass nach dem Tod das Gericht folgt (vgl. Hebr 9,27), wird entweder zum Allerweltsgeschwätz oder zu einem gefährlichen Ablenkungsmanöver von der eigentlichen Bestimmung und Aufgabe unserer Existenz.

Daher stand in christlich geprägten Zeiten die „ars moriendi“, die Kunst des Sterbens, immer in hohem Kurs. Weit entfernt davon, eine düstere, morbide Weltsicht zu fördern, galt sie im

Erst im Rückblick lässt sich ein Leben beurteilen

Gegenteil als wesentlicher Bestandteil jeder echten „ars vivendi“, jeder Lebenskunst. Man war davon überzeugt: Wer sein Ende vor Augen hat und seine Tage so einrichtet, dass sie eine Vorbereitung auf den Tod sind, der lebt richtig und glücklich. Mit dem Psalmisten spricht er wohl die

ernsten Worte: „Tue mir doch kund, Herr, mein Ende und welches das Maß meiner Tage ist, damit ich erkenne, wie vergänglich ich bin“, aber er fügt auch mit tiefer, freudiger Zuversicht hinzu:

„Und nun, worauf harre ich, Herr? Meine Hoffnung, sie liegt in Dir!“ (Ps 39,5.8)

Innerhalb der ars moriendi kommt der Sterbestunde eine Schlüsselposition zu. Sie ist der Augenblick, in dem sich die unsterbliche Geistesseele vom Leib löst und der Mensch, während er den irdischen Pilgerstand

hinter sich lässt, in die unveränderliche Sphäre Gottes eintritt. Hier hört die Wandelbarkeit der Person auf, es bleibt die endgültige Gestalt in ihrer Hinwendung zu oder Abwendung von ihrem Schöpfer und Erlöser, ihrem Ursprung und Ziel.

Daher entscheidet die Sterbestunde tatsächlich darüber, ob der Mensch zum ewigen Leben gelangt oder dem „zweiten Tod“ (vgl. Apk 2,11 u.a.) anheimfällt. Letztere Möglichkeit ist das Schlimmstdenkbare.

Man versteht, weshalb das Gebet um die Gnade eines „guten Todes“ so verbreitet war und teilweise noch ist. Besonders der heilige Josef wird in diesem Anliegen als Patron angerufen, da die christliche Überlieferung davon ausgeht, dass er in Gegenwart Jesu und Mariens gestorben ist. Die Allerheiligenlitanei lässt uns die wichtige Bitte aussprechen: „Vor einem plötzlichen und unvorhergesehenen Tod bewahre uns, o

Herr.“ Nicht als ob wir fürchten müssten, der gütige Gott würde uns ausgerechnet in einem besonders ungünstigen Moment von dieser Welt vor Sein Gericht zerrén! Vielmehr ist die Sterbestunde wohl normalerweise eine Art Summe des ganzen Lebens.

Doch wäre es reichlich vermissen, mit Blick auf das eigene Leben davon auszugehen, man hätte gleichsam das Recht auf ein seliges Hinscheiden erworben. Beispiele von Menschen, die lange ein gläubiges Leben geführt hatten, dann aber auf einer Abirrung vom rechten Weg gestorben sind, sollten uns eine heilsame Mahnung sein.

Was nun gehört zu einer guten Sterbestunde? Erste und wichtigste Bedingung ist, dass wir mit dem hochzeitlichen Gewand bekleidet sind, ohne das wir nicht in die ewige Herrlichkeit eintreten können (vgl. Mt 22,11-13). Der „Gnadenstand“, also die glaubende und liebende Verbundenheit mit Gott, die gnadenhafte Teilhabe an Seiner Natur (2 Petr 1,4), die wir in der Taufe empfangen und nötigenfalls im Bußsakrament wiedererlangt haben, ist die Voraussetzung für die ewige Lebensgemeinschaft mit Gott.

Ars moriendi bedeutet daher grundlegend das Bemühen, in der Beziehung zum Herrn zu bleiben, zu wachsen und gefestigt zu werden. Wie bedauerlich, dass Sterbebegleitung heute oft gerade von diesem Punkt ablenkt und versucht, jeden beunruhigenden Gedanken, auch den an Belastungen durch Sünde und Schuld, vom sterbenden Menschen abzuhalten. Viele unserer Heiligen haben tage- und nächtelang am Bett eines Todkranken verbracht und darum gerungen, ihn zu Reue und Bekenntnis zu bewegen. Sollten sie sich in ihrem Einsatz geirrt haben? Letztlich ist jedes In-sich-Gehen des Menschen, jede Gewissensforschung und jede gute Beichte eine Vorbereitung auf den guten Tod und somit Ausübung der Sterbekunst.

Für einen ruhigen, friedvollen Hinübergang ist es darüber hin-

Über die „ars moriendi“, die Kunst des Sterbens

Das Leben vom Ende her g

Von P. Bernward Deneke FSSP

gestalten

aus wichtig, dass in möglichst vielen Angelegenheiten des Lebens Ordnung geschaffen wurde. Wie belastend kann schon der Gedanke an unaufgeräumte Schubladen mit peinlichen Hinterlassenschaften für einen Sterbenden sein? Weitaus quälender noch drücken menschliche Beziehungen, die durch Fehlverhalten verkorkt worden sind, ohne dass ein klärendes Wort gesprochen, ein Schritt zur Versöhnung unternommen, die Bitte um Verzeihung geäußert oder das Angebot der Vergebung unterbreitet worden wäre. Dies alles hier und jetzt schon anzugehen bedeutet, die

ars moriendi zu erlernen. Wersolche bisweilen unangenehmen Dinge hingegen immer weiter vor sich her schiebt, der bereitet sich damit Schwierigkeiten, die ihm vielleicht im Sterben sehr zusetzen werden.

Was man ebenfalls schon lange, bevor das Stündlein schlägt, im Blick darauf tun kann, ist jene Übung, die in früheren Zeiten durch Darstellung von Totenschädeln, Gerippen und dergleichen sowie durch die Inschrift „Memento mori“ angemahnt wurde: „Gedenke, dass du sterben musst!“ Nicht nur am Aschermittwoch sollen wir uns daran erinnern, dass wir vom Staub der Erde genommen sind und zum Staub zurückkehren werden. Der heilige Benedikt verlangt von den Mönchen sogar, täglich den unberechenbaren Tod vor Augen zu haben. Und im Alten Testament wird der Zusammenhang zwi-

schen dem Memento mori und einem gottgefälligen Leben deutlich ausgesprochen: „Denke an die letzten Dinge und lass ab von der Feindschaft, denke an Verwesung und Tod und bleibe den Geboten treu.“ (Sir 28,6)

Recht betrachtet, bietet uns der Abschluss eines jeden Tages die Gelegenheit, uns in das Sterben einzuüben. Wenn wir uns dem Schlaf überlassen, so ist dieses

Rechtzeitig Schritte zur Versöhnung setzen

Geschehen ja dem Hinübergang im Tod sehr ähnlich: Wir legen uns nieder, verlieren nach und nach die Kontrolle über den Leib und die seelischen Akte und treten in einen Zustand ein, der von dem des Tagesbewusstseins grundverschieden ist.

In ihrer Weisheit hat die Kirche

daher ihr Nachtgebet, die Komplet, so eingerichtet, dass es einer Bereitung für den Tod gleicht. Nach Schuldbekennnis und Bitte um Vergebung folgen darin heilige Psalmworte, an die sich der Hymnus, das Sterbegebet Jesu „In Deine Hände, Herr, empfehle ich meinen Geist“, der Abschiedsgebet des greisen Simeon und, ganz am Ende, die Marianische Antiphon anschließen.

Wäre es nicht der Idealfall, wenn so auch die Komplet unseres Lebens aussehen könnte? Bei Maria finden wir am Ende des Tages wie des Erdenweges wahre, tiefe Geborgenheit. Sie ist die große Lehrerin der ars moriendi, die wir deshalb ungezählte Male anrufen: „Bitte für uns Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen.“

Der Autor ist Mitglied der Priesterbruderschaft St. Petrus und in deren Priesterseminar in Wigratzbad tätig.

Heute ist es üblich, ungeborene Kinder, bei denen eine Behinderung diagnostiziert wurde, abzutreiben. Meist drängen die Ärzte dazu. Im Folgenden das bewegende Zeugnis eines Paares, das sein Kind leben ließ.

Gerade diese Kinder mit ihrem kurzen Abstecher auf Erden bringen die großartige Botschaft zu uns Menschen, dass nicht „Hauptsache gesund“, sondern „Hauptsache geliebt und geborgen“ das Lebensglück ausmachen.

Solch ein Bote des Himmels kam im Jahr 2013 zu uns in unsere Familie als fünftes Kind. Aufgrund eines auffälligen Ultraschalls in der 12. Schwangerschaftswoche erfolgte wenig später die Diagnose: Trisomie 18 – ein Chromosomenfehler mit kaum oder sehr wenig Lebenserwartung, weshalb das Leben dieser Kinder in unserem Lande zu 99% mit einer Abtreibung endet.

Zum Glück kamen wir in eine Universitätsklinik, in der unser Wunsch, das Kind auszutragen, nicht nur akzeptiert, sondern auch sehr gut unterstützt wurde. So begann schon in früher Schwangerschaft für uns die Zeit des Abschieds, und tiefe Trauer mischte sich in die freudige Erwartung auf unser Kind. Aber, so schwer der Weg auch war, wir bekamen die Möglichkeit, unser Kind von Tag

zu Tag näher kennen und lieben zu lernen. Da ich wusste, dass die Zeit kurz sein würde, in der es bei uns weilte, genoss ich jede freie Minute mit ihm und trug ihn bewusst zu allen Schönheiten, die der goldene Herbst 2013 bot. Denn ich war sicher: Durch mich sah auch das Kind die unglaublich

„...erlebte die tiefe Begegnung von Herz zu Herz“

che Schönheit dieser Erde. Und wir gaben ihm gemeinsam einen Namen: Nikolas.

Nikolas erblickte am 13.12.13 das Licht der Welt; er lebte zehn Minuten in meinem Arm und empfing vom Kinderarzt die Taufe. Danach schwebte er in den Himmel. In diesen zehn Minuten geschah etwas Wunderbares, als Nikolas mich anblickte und getauft wurde: Ich erlebte die tiefe Begegnung mit ihm von Herz zu Herz. Ich fühlte mich – trotz aller Trauer – zutiefst glücklich in der Begegnung mit ihm. Es war der traurigste und zugleich glücklichste Augenblick in meinem Leben!

Nikolas hat nur zehn Minuten gelebt Der traurigste und glücklichste Moment

Ich spürte, dass die tiefste Trauer um unseren Nikolas unmittelbar mit der tiefsten Liebe zu unserem Kind zusammenhängt. Es zählt nicht, wie lange man auf dieser Erde verweilt, sondern wieviel herzliche Liebe man in dieser Welt empfangen hat.

Wird aber ein Kind mit lebensverkürzendem Gendefekt frühestmöglich mit ausgefeilter Pränatal-Diagnostik aufgespürt und infolgedessen zum Schwangerschaftsabbruch geraten, nimmt man den Eltern jede Möglichkeit, ihr Kind von ganzem Herzen kennen und lieben zu lernen. Dadurch werden die Eltern um die wunderbare Herzensbegegnung mit ihrem Kind betrogen! Sie werden nach der erledigten vorgeburtlichen Selektion alleine zurückgelassen in tiefer Einsamkeit!

Mittlerweile weiß ich, warum Politik und Wirtschaft diese pränatale Selektion vorantreiben: Zum einen spielen eiskaltes Kalkül und wirtschaftliches Interesse eine Rolle, zum anderen wird nicht gewollt, dass der Mensch diese Begegnung von Herz zu

Herz erleben soll. Denn diese Begegnung erfüllt uns mit tiefer Liebe, Warmherzigkeit und Barmherzigkeit. Von wirtschaftlichem Interesse jedoch ist es, dass der Mensch anfänglich sein soll für alles vorgegaukelte Glück unserer Leistungs- und Spaßgesellschaft. Das Menschenherz soll erkalten. Opfer dieser hinterhältigen Politik sind die ungeborenen Kinder und ihre Eltern.

Wir sagen deshalb Nein zum Praena-Test, zur PID und zur medizinischen Indikation, die eine Abtreibung schwerstbehinderter Kinder mit kurzer Lebenserwartung erlaubt. Wir wissen aus eigener Erfahrung, dass auch das sehr kurze Leben unseres Nikolas nicht unwert ist, sondern – ganz im Gegenteil – von ganz unschätzbarem Wert: Er wurde unverwechselbar und wunderbar von Gott gestaltet, brachte uns die Botschaft der tiefen Herzensliebe in unser Leben und lebt nun im Himmel als Fürsprecher für uns weiter. Er zeigt uns, worauf es im Leben wirklich ankommt! Wir, seine Eltern und seine Geschwister, lieben ihn innig, und er ist unvergessen!

Mögen unsere Erfahrungen auch anderen Eltern helfen, durch ihr schwerbehindertes, „lebensunfähiges“ Kind zur Erfahrung des wirklichen Glücks zu gelangen!

Carmen und Hubert Huber

Für behinderte Menschen wird heute einerseits viel getan: Man integriert sie ins Schulsystem, baut rollstuhlgerechte Einrichtungen, führt sportliche Wettbewerbe für sie ein. Anders sieht aber oft der Umgang mit ihnen im Alltag aus.

Über den Umgang mit behinderten Menschen

Die Würde des Menschen auf dem Prüfstand

Wir lesen am Anfang der Heiligen Schrift: „Lasst uns Menschen machen als unser Abbild, uns ähnlich.“ Jeder Mensch, ob gesund, krank oder behindert, ist von Gott gewollt und geliebt, und die Würde haben wir von Gott, weil wir Kinder Gottes sind! Die Würde des Menschen kommt also von Gott!

Jeder Mensch ist ein Geschöpf Gottes und hat von Ihm Würde bekommen. Der Mensch ist einmalig, nicht nur der katholische. Jeder behinderte Mensch hat dieselbe Würde wie der gesunde, der getaufte dieselbe Würde wie der ungetaufte Mensch. Jeder Mensch hat Würde!

Woher kommt es, dass der behinderte Mensch oft nicht würdevoll behandelt wird?

Josefine erzählt: Ich bin Rollstuhlfahrerin und lebe im Altersheim. Das sind zwei Dinge, die zusammenpassen. Da muss man ja blöd sein, meinen viele. Das bekomme ich jedes Mal zu spüren, wenn ich ein Behindertentaxi brauche.

Wenn ich bei der Rettung anrufe und eine Fahrt zum Arzt oder zum Bahnhof anmelde, werde ich oft blöd angequatscht und die Fahrt gilt nicht als angemeldet. Oder: Wenn ich im Gasthaus mit Bekannten essen gehe und als einzige keine Speisekarte bekomme, dann sage ich: „Zum Lesen brauche ich keine Beine!“

Die Menschen haben durch die Nazi-Zeit nicht viel gelernt, immer noch wird oft während der Schwangerschaft von der Gesellschaft entschieden, welches Kind leben darf und welches nicht! Immer noch werden Menschen mit Behinderung vielfach nicht ernst genommen, ihre Talente und Fähigkeiten nicht gesehen und deshalb auch nicht gefördert! Es tut weh, wenn man von denen nicht ernst genommen wird, wo man am ehesten Verständnis erwarten würde.

Wir leben heute in einer (trau-



Foto APA

„Jeder behinderte Mensch hat die selbe Würde wie der gesunde

rigen) Zeit, in der man meist nur nach Aussehen und finanziellem Nutzen bewertet wird. Dabei leidet oft die Seele des Menschen; sein Hunger nach Liebe, Geborgenheit, Gemeinschaft, Lebenssinn wird nicht wahrgenommen, ja missachtet. Der behinderte Mensch wird befürsorgt, abgeschoben und ausgegrenzt. Aber er hat ebenso wie der gesunde Mitmensch Fähigkeiten und Talente und ein Recht darauf, diese auszubilden und zu entfalten.

Die „Fraternität der kranken und behinderten Personen“ ist eine Gemeinschaft, der die Würde des Menschen wichtig ist. Sie fragt nicht nach Krankheit oder

Wer behindert ist, wird oft nicht ernst genommen

geistiger Einstellung, sie unterscheidet nicht nach Rassen oder sozialen Schichten. Sie lebt von der persönlichen Beziehung zwischen den Personen. Sie geht zu allen Menschen, um ihnen das Licht des Glaubens zu bringen und die Liebe Gottes zu verkünden! Pater Henri François, der Gründer der Fraternität, sagte

treffend: „Der Kranke ist der Apostel des Kranken!“

Die Fraternität ist eine Laienbewegung, die aus dem Geist der geschwisterlichen Liebe des Evangeliums lebt und in die sich jeder selbst einbringt. In einer

Im Rollstuhl ist er Stütze des Fußballvereins

Gemeinschaft bist du nicht mehr allein und isoliert, du wirst mit deiner Würde als Mensch angenommen! Du lernst den anderen zu verstehen, und auch du wirst verstanden. Du bist wertvoll, und es erfüllt dich mit Freude, wenn du Talente entdeckst und deine Fähigkeiten für die Gemeinschaft einsetzen kannst.

Mancher sagt vielleicht: Ich habe keine Fähigkeiten, ich kann nichts tun. Das stimmt so nicht wirklich. So war etwa ein junger Mann, fußballbegeistert und nach einem Unfall im Rollstuhl, die Stütze seines Vereins. Nach jedem Spiel versammelten sich die Kameraden um ihn und besprachen Fehler und erzielte Erfolge. Er machte den Anfän-

gern Mut und war das Gewissen der Mannschaft.

Oder: Eine Frau hatte mit drei Jahren Kinderlähmung. Sie wäre gerne Bäuerin gewesen und hätte auf den Feldern gearbeitet. Doch sie blieb zu Hause und versorgte die Kinder ihrer Schwester. Aber sie fühlte, dass ihr etwas fehlte. Als sie die Fraternität kennenlernte, veränderte sich ihr Leben radikal: „Ich war nicht mehr allein! Mein Horizont hat sich erweitert. Ich habe

Gemeinschaft erlebt!“ Ihr Leben war jetzt durch die vielen Begegnungen mit wertvollen Menschen geprägt, die trotz schwerster Behinderung ihr Leben meisterten, die für ihre Mitmenschen da waren und durch ihre Lebensweise und ihren Glauben anderen Trost und Stütze gaben.

Die kranken und behinderten Personen sind Boten der Nächstenliebe; sie strahlen Freude und Frieden aus, anders als Menschen, die der Krankheit noch nie begegnet sind. Bei ihren Treffen wird kaum über die Krankheiten gesprochen, denn sie haben dieselben Interessen wie jeder gesunde Mitmensch. Wir dürfen behinderte Menschen nicht auf ihre Behinderung „reduzieren“.

Erna Eigner & Josefine Stelzhammer

Die Fraternität der kranken und behinderten Personen feiert heuer ihr 70-jähriges Bestehen. Sie wurde 1945 von P. Henri François gegründet. Der österreichische Zweig wurde von Martha Paster (Portrait VISION 2/89) ins Leben gerufen. Seit 2009 leitet Josefine Stelzhammer (Portrait 5/98) die Fraternität in Österreich. www.fraternitaet.at

Der jetzige Kardinal Raymond Burke war früher Bischof von La Crosse in den USA. Unter seinen Schützlingen gab es auch einen jungen Mann, Eric Hess, der aus einer glaubensschwachen Familie stammte. Sein Vater, ein Alkoholiker, schlug seine Mutter. Eric findet einen Ersatzvater: einen Professor in der Schule, der ihn jedoch missbraucht hat.

So landet der junge Mann in der Homosexuellen-Szene.

Eines Tages sammelt er alles, was er an Kreuzen, Devotionalien und frommen Büchern findet und liefert all das im Büro seines Bischofs mit einem Brief ab. Darin teilt er seinen Abschied vom katholischen Glauben mit.

Bischof Burke hat ihn daraufhin nicht, wie mancher Pharisäer dies wohl getan hätte, exkommuniziert und sich jeden Kontakt mit dem jungen Mann verboten. Stattdessen hat er ihm einen väterlichen Brief ge-

Ein junger Homosexueller bekehrt sich

Heimkehr eines verlorenen Sohnes



Foto APA
Kardinal Raymond Burke

schrieben, in dem er zum Ausdruck gebracht hat, er „respektiere“ Eric Hess' Entscheidung

und er werde „für seine Rückkehr beten“. Darauf reagierte der junge Mann wütend, wies die „Arroganz“ seines Bischofs zurück, erklärte, er fühle sich belästigt und verbat sich jeden weiteren brieflichen Kontakt.

Typisch die Reaktion des künftigen Kardinals. Er setzte sich hin und schrieb, er werde ihn nicht mehr kontaktieren. Sollte Hess aber eines Tages den Wunsch hegen, sich mit Gott und der Kirche zu versöhnen, so werde er, Burke, „ihn mit offenen Armen aufnehmen“.

Drei Jahre später, 1998, be-

kehrte sich Hess. Als er Bischof Burke besuchen kam, empfing ihn dieser mit einer herzlichen Umarmung – und gab ihm die Devotionalien, die er im Hinblick auf dessen vertrauensvoll erwartete Rückkehr aufbewahrt hatte, zurück.

Eric Hess hat Zeugnis von seinem Weg als verllorener Sohn gegeben. Und dabei hat er zum Ausdruck gebracht, sein wahrer „geistiger Vater“ sei Burke gewesen. Ihn habe er gebraucht,

Sein wahrer geistiger Vater war der Bischof

„um eine Vorstellung von unserem liebenden himmlischen Vater zu bekommen“: „Nachdem ich jahrelang darunter gelitten hatte, in der Todsünde zu leben, versichere ich Ihnen, dass es kein Glück außerhalb der moralischen Gebote gibt.“

Auszug aus: L'HOMME NOUVEAU v. 29.8.15

„Ich weiß, wem ich geglaubt habe“ – dieses Wort aus dem 2. Brief an Timotheus hat Weihbischof Andreas Laun sich zum Wahlspruch als Bischof gewählt. Im Folgenden erzählt er, was ihn dazu bewegt hat.

Gedanken zu seinem bischöflichen Wahlspruch

Die Menschen zu Jesus führen

Von Weihbischof Andreas Laun

Ich weiß, wem ich geglaubt habe“ – natürlich, das ist Paulus, der das schrieb, aber, schwankend zwischen diesem und anderen Worten der Bibel, blieb es letztlich bei diesem. Warum? Weil es in meiner Glaubensentwicklung immer einen wichtigen Platz einnahm!

Warum glaube ich, wem glaube ich, was glaube ich diesem „Wem“? Am Anfang steht ein „Wissen“, sagt Paulus, und dieses Wissen ist doch jenes, das nur in der Begegnung entstehen kann, bei ihm, bei mir, in jedem Gläubigen.

Dabei denke ich vor allem auch an die Geschichte der beiden Brüder Andreas und Simon: Andreas erzählte von Jesus, aber, Bruderliebe hin oder her, Simon blieb wohl skeptisch. Immerhin war er aber bereit, sich von seinem Bruder an die Hand nehmen und zu Jesus führen zu lassen.

Johannes erzählt uns nicht, was Simon nach dieser ersten

Begegnung dachte oder schon glaubte, nur das, was Jesus tat, schrieb er auf und zwar so: „Jesus blickte ihn an und sagte: Du bist Simon, der Sohn des Johannes, du sollst Kephas heißen. Kephas bedeutet: Fels (Petrus).“ (Joh 1,40). Das war kein Vorstellung- oder Anwerbungsge- spräch, kein Einstiegsdialog. Es war überhaupt kein „Gespräch“,

Irgendwann muss jeder Jesus begegnen

sondern ein hoheitliches Wort, in dem Jesus dem Simon, der ab jetzt Petrus heißt, seine Berufung und Bestimmung zu- spricht.

Privileg für die zuerst Berufenen? Ja und doch auch nein! Denn das, was hier geschah, ist der Weg zum Glauben für jeden Menschen: Irgendwann muss er Jesus begegnen in der einen oder anderen Form, dann schaut ihn Jesus an und er kann ohne Mit-

hören der Umstehenden antworten: „Ich glaube Dir, weil Du hast Worte des ewigen Lebens. Zu wem sonst sollte ich gehen, Du bist der Weg und die Wahrheit, Dir glaube ich alles, wenn ich weiß, es ist Dein Wort...“

So und nicht anders entsteht der Glaube, und ich bin ja als Bischof berufen, den Glauben und nicht mich und keine „persönlichen Meinungen“ weiterzugeben, sondern den Glauben. Darum versuche ich, die Menschen, die mir Gott zuführt, an der Hand zu nehmen und zu Jesus zu führen. Ihm sollen sie glauben, nicht mir! „Ich weiß, wem ich geglaubt habe“, Gott sei Dank!

Es begann nicht mit meinem Wissen, sondern mit der Begegnung mit dem Sohn Gottes, eine Begegnung, bei der meine Eltern und andere Menschen die Rolle des Andreas übernahmen, mich aber nicht überredeten! Sie führten mich nur in die Begegnung, die Gott längst, bevor es mich gab, „für mich geplant und



Weihbischof Andreas Laun

vorbereitet“ (Eph 2,10) hatte!

Die Geschichte der Menschheit ist noch nicht zu Ende, es wird noch viele solche Begegnungen geben, die in den Glauben einmünden, weil Menschen dem Blick und Wort Jesus begegnet sein werden! Auch sie werden dann sagen können: „Wir wissen, wem wir geglaubt haben!“

Von den Medien meist unfair behandelt und von „aufgeklärten“ Christen belächelt, wurde der Dienst des Salzburger Alterzbischofs Eder vielfach verkannt. Im Folgenden der Nachruf seines ehemaligen Chauffeurs, der heute Priester ist.

Die Todesnachricht von Alterzbischof Georg (+ am 19. September 2015) haben in mir viele Erinnerungen wachgerufen: an seine Ernennung, an viele Ereignisse und Begegnungen als Bischofschauffeur, als Seminarist, Pfarrer – und an manche Gespräche an seinem Alterssitz in Mattsee.

Als ich am 5. März 1989 als Chauffeur bei Erzbischof Eder begann, da kannte ich von den Medien ein fast ausschließlich negatives Bild: Er sei konservativ, unnachgiebig und rückständig. Als kritischer Medienbeobachter war ich gar nicht so überrascht, einen ganz anderen Erzbischof kennenzulernen: einen demütigen, gütigen, einfachen, bescheidenen, sehr humorvollen Geistlichen, der ein tiefes Bewusstsein darüber ausstrahlte, wer er als Bischof war.

Was mir, der ich damals schon den Gedanken im Herzen trug, Priester zu werden, am meisten auffiel, war die Art, wie der Erzbischof die Messe feierte. Wirkte er im Gespräch mit Journalisten oder Politikern eher schüchtern, ja fast unbeholfen, so war er wie verwandelt, wenn er das Messgewand anzog: Dann war er souverän, wortgewaltig, feurig, ein Zeuge, identisch mit dem, was er verkündete. In den Messfeiern mit ihm spürte ich, was der Priester ist, was eine heilige Handlung ist, was der Unterschied zwischen bloß menschlichem Tun und dem Wirken Gottes ist. Mir wurde in seiner Gegenwart bewusst, was ein „mysterium fascinosum“ und ein „mysterium tremendum“ ist.

Auffallend war für mich auch seine klare Linie. Beim Erzbischof spürte ich, dass es im Glauben nicht um eine beliebige Meinung geht, sondern um eine Überzeugung. Nie hatte ich den Eindruck, dass er ankommen wollte. Beifall war ihm geradezu unangenehm. Er war ein Zeuge. Leidenschaftlich trat er ein für die Ehrfurcht in der Liturgie, die Würde des Priestertums, die unverkürzte Wahrheit des Evangeliums.

In memoriam Erzbischof Georg Eder Verwandelt, wenn er am Altar stand

Wenn er monatlich ins Priesterseminar kam, spürte man als Seminarist, dass das Seminar für ihn das Herz der Diözese ist. Bei jeder Gelegenheit bat er, um gute Prie-



Erzbischof Georg Eder †: Wenn er predigte, war er souverän, ein wortgewaltiger Zeuge

ster zu beten, bei Priesterweihen erlebte man einen vor Freude strahlenden Erzbischof. Ganz direkt bat er den seligen Kaspar Stangassinger um neue Seminaristen – und wurde erhört. Der damalige Aufschwung im Priesterseminar hat mit ihm zu tun. Der Erzbischof achtete jeden Priester, alle waren *seine* Priester. Erfuhr er, dass ein Priester krank war, war es das Selbstverständlichste, ihn sofort zu besuchen. Ich konnte einmal erleben wie er mit einem tödlich erkrankten Priester über die Eucharistie als Opfer sprach und ihn ermutigte, sich mit dem Opfer Christi zu vereinen.

Seine direkte, authentische Art erlebte ich bei seinem Umgang mit Kindern. Wenn er in eine Schulklasse kam, gab es sofort einen lebendigen Dialog. Genauso

direkt, humorvoll, ermutigend und tröstend wirkte er auf Kranke.

Wenn es um theologische Fragen ging, geriet der Erzbischof nicht selten in Konflikte. Intuitiv hatte er erkannt, dass der Relativismus zum Verlust der christlichen Identität, des Glaubens und des Menschseins führt. Er schätzte Theologen wie Ratzinger, Scheffczyk oder Brandmüller, wurde jedoch von zeitgeistigen Theologen belächelt. Seine Hirtenbriefe waren direkt, klar, fordernd und prophetisch.

Vorauschauend richtete er, die Theologie des Leibes von Johannes Paul II. kennend, mit viel Mühe und trotz heftiger Widerstände ein neues Familienreferat ein, ein einmaliger Fortschritt der Familienpastoral im deutschen Sprachraum.

Erzbischof Eder war ein tiefer

Eine authentische Art, mit Kindern umzugehen

Beter. Er hat oft, viel und ganz tief gebetet und wirklich auf die Macht des Gebetes vertraut. Bei allen möglichen Gelegenheiten hat er zum Gebet ermutigt und aufgerufen.

Die tiefste Seite des Erzbischofs war sein Leiden, das im Ruhestand noch bedrückender wurde. Er sagte mir einmal – bezeichnend auf sein schweres

Leiden: „Ich weiß nicht warum, aber Er weiß es.“ Und dann fügte er hinzu: „Ich muss es ja gar nicht wissen, es genügt, wenn Er es weiß.“ Und ich bin überzeugt, dass er sein Leiden für die Diözese, für seine Priester etc. aufgeopfert hat. Als Leidender hat er seine Diözese weiter mitgetragen.

Ich habe mich oft gefragt: Warum wurde und wird (auch post mortem) diese großartige Priesterpersönlichkeit in der Öffentlichkeit und innerkirchlich so sehr abgelehnt und ein negatives Bild von ihm gezeichnet? Der tiefere Grund liegt darin, dass er schon als Dechant Fehlentwicklungen nach dem Konzil aufgezeigt hatte und dass er ganz im Sinne von Johannes Paul II. eine Neuevangelisierung anstrebte. Diese Wende wurde entschieden und konsequent bekämpft. Der Prophet, der kein Mann der Mitte war, galt nichts in seiner Heimat.

Oft hat mich die Frage beschäftigt, wie der Erzbischof in Güte und Liebe so viele Angriffe ausgehalten, dem Gewissensdruck standgehalten, Leiden geduldig ertragen hat. Ich fand darauf zwei Antworten. Die erste: Im erzbischöflichen Palais wurde am meisten im 2. Stock gelacht, denn der Humor des Erzbischofs war sprichwörtlich. Zweitens: Der Erzbischof erzählte einmal, dass er eigentlich eher eine furchtsame Natur war. Als er einmal bei einer Straßenunterführung im Flachgau die Aufschrift „Eder – ans Kreuz mit ihm“ gelesen habe, da habe er die Menschenfurcht endgültig abgelegt.

Ja, Erzbischof Eder war am Kreuz und ist den Kreuzweg gegangen. Er ist sich, dem Papst und dem Gewissen treu geblieben. Für mich hatte er gewisse Ähnlichkeiten mit seinem Lieblings-theologen, dem Apostel Paulus: Er hatte einen Stachel im Fleisch, eher schüchtern im Disput, aber machtvoll in der Predigt und im Schreiben, er war stark, wenn er schwach war, wurde oft gesteinigt. Ein Zwang lag auf ihm, das Evangelium zu verkünden, und er sehnte sich danach, aufzubrechen und beim Herrn zu sein. Als ein Pfarrer ihn einige Tage vor dem Sterben fragte, ob er etwas für ihn tun könne, antwortete er: „Ich brauche nur Gott!“

Ignaz Steinwender

Der Autor ist Pfarrer in Zell am Ziller in Tirol.

Eine Zeugin Jehovas wird katholisch

„Ich war am falschen Dampfer“

Sie stehen an belebten Orten und bieten ihre Wachturm-Hefte an, sie klopfen an der Türe und laden zu Gesprächen über Gott ein, sie wirken bibelfest und spulen doch nur ein fixes Programm ab – die Zeugen Jehovas. Im Folgenden die Beschreibung des Wegs einer Zeugin, die dieser Gemeinschaft den Rücken gekehrt hat.

Calla Strunz (56) wohnt mit ihrem Mann seit 2012 in Magersdorf/Hollabrunn. Geboren ist die bildende Künstlerin in Griechenland, kam aber bereits mit vier Jahren als Gastarbeiterkind mit ihren Eltern nach Wien. Als sie zehn war, klopfen die Zeugen Jehovas an die Tür der Wiener Wohnung und die ganze Familie trat der religiösen Bekenntnisgemeinschaft bei. Calla, die griechisch orthodoxen Glaubens war, wurde eine sehr engagierte Zeugin, die neben ihrem Beruf als Frisörin 100 Stunden im Monat Pionierdienst leistete, um Mitglieder zu werben.

Sie hatte inzwischen geheiratet und ihr Mann war auch Zeuge Jehovas. Nach der anfänglichen Begeisterung für die Zeugen begann Calla ihre Situation kritischer zu überdenken. „Bei den Zeugen ist Jesus nicht das Zentrum ihrer Anbetung und sie interpretieren meiner Meinung nach die Bibel falsch.“

Calla kaufte sich einen Katechismus der römisch-katholischen Kirche, um Antworten auf ihre brennenden Fragen zu bekommen. Der Wunsch nach einer religiösen Heimat wurde in Calla immer stärker, denn bei den Zeugen Jehovas fühlte sie sich immer mehr fehl am Platz.

2014 trat sie nach 45-jähriger Mitgliedschaft aus der Wachturmgesellschaft aus. Ihre Gründe gab sie den Ältesten in einem Brief bekannt. Sie suchte weiter nach einer Glaubensgemeinschaft und landete bei einer Freikirche. „Es waren liebe Leute, aber ich brauche einen würdigen



Calla Strunz mit einem ihrer Bilder

Rahmen für einen Gottesdienst, den ich dort vermisste.“

Calla hatte zwar keine Vorstellung von einer katholischen Messe, aber es zog sie in Hollabrunn zu einem Sonntagsgottesdienst. Sie machte sich auf den Weg in die Pfarrkirche, doch dort sagte man ihr, dass der Gottesdienst um zehn Uhr in der Gartenstadtkir-

„Sie haben Jesus Christus nicht in der Mitte...“

che sei. Gleichzeitig vermittelte ihr die Mesnerin eine Fahrgelegenheit und sie konnte ihre erste Messe in der Gartenstadtkirche mitfeiern. Calla war so angetan von der Hilfsbereitschaft und der Liturgie, dass sie sich nach der Messe sagte: „Ich war bis jetzt am falschen Dampfer.“

Sie ließ keine Sonntagsmesse mehr aus, nahm an einem Glaubenskurs teil und wurde zu Ostern 2015 von Dechant Franz Pfeifer in die katholische Kirche aufgenommen.

Die Zeit in der katholischen Kirche ist für Calla eine unglaubliche Bereicherung, die sie so beschreibt: „Ich empfinde die Katholiken als authentisch. Man

darf beim Glaubenskurs Fragen stellen, ohne dass man geköpft wird.“ Was ihr aber allgemein in der katholischen Kirche auffällt: „Viele nehmen den großen geistigen Schatz nicht wahr. Da haben die Zeugen Jehovas ein leichtes Spiel. Es rennen nur die zu den Zeugen, die sich in der Vergangenheit nicht um ihren Glauben gekümmert haben.“

Der tiefste Grund, warum sie der Wachturmgesellschaft den Rücken gekehrt hat, ist der: „Sie haben Jesus nicht in ihrer Mitte. Die Nächstenliebe wird von ihnen nicht gelebt.“ Im Nachhinein erkennt Calla ihre Aktivität bei den Zeugen als gigantische Täuschung.

Als Malerin ist ihr bei der Betrachtung gewisser Bilder mit der Lupe aufgefallen, dass Satanssymbole versteckt angebracht sind, die eine Verhöhnung des Kreuzesopfers Jesu darstellen. „Am Tag nach meinem Austritt habe ich die gesamte Literatur und alle Notizen entsorgt, denn die Symbole öffnen die Türe für Satan. Ich besprengte seither meine Wohnung mit Weihwasser, weil ich nichts mehr mit meiner Zeit bei den Zeugen zu tun haben möchte.“

Josef Messirek

Ankündigungen

Du bist ein Geschenk

Ein Abend zum Nachdenken, Reden, Lachen, um etwas wieder zu entdecken, was man im Alltag leicht aus den Augen verliert: „Du bist ein Geschenk für mich“ mit Sr. M. Gertraud Evanzin, Schönstatt-Familienbewegung.

Zeit: 4. Dezember 19 Uhr 30

Ort: Pastorale Dienste Klostersg. 15. St. Pölten

Anmeldung&Info: Tel: 02742 3243339, E-Mail: a.hiesinger@kirche.at

Vortrag

Ehepaar Gaspari erzählt über VISION 2000: deren Geschichte, Zielsetzung, Umsetzung und von Zeugnissen von in der Zeitschrift erschienen Portraits. Außerdem: Filmbeitrag über den Familienkongress 1988 im Austria Center. **Zeit:** 25. November, 16 Uhr **Ort:** Bildungs- und Gebetszentrum Center St. Franziskus, 1180 Wien, Gentzg. 122/4. Eintritt frei.

Einkehrtag

Einkehrtag für Ehepaare mit Ehepaar Rositta & Robert Reithofer und P. Damian Lienhart zum Thema „Aus Liebe gerufen – zur Liebe berufen“

Zeit: 21. November

Ort: Pfarre Würflach

Info&Anmeldung: Ehepaar Springer, Tel: 02620 24 53 michaela.springer@gmx.at

Gebetsnacht

Gebetsnacht für das Leben auf Maria Empfängnis hin

Zeit: 7. Dezember 19 Uhr: hl. Messe im Stephansdom, anschließend von 20 Uhr 30 bis 7 Uhr: Anbetung. Um 7 Uhr Laudes und Frühstück

Ort: Kapelle der KHG, Ebendorferstr. 8, 1010 Wien

Exerziten

„Dein Wort ist meinem Fuß eine Leuchte“ – Exerziten mit Kaplan Norbert Purrer

Zeit: 16. bis 19. November

Ort: Seminarhaus St. Klara, Vöcklabruck

Info: Kapl. Purrer: 07248 62687 20

Anmeldung: 07672 27732-280

Keine kleinen Negerlein mehr

Hierzulande wurden Kinderbücher wie *Pippi Langstrumpf* oder *Die kleine Hexe* bereits erfolgreich entnazifiziert. So ist Pippis Vater jetzt nicht mehr „Negerkönig“, was er in früheren Originalauflagen des weltberühmten Kinderbuches war, sondern nur noch ein politisch korrekter „Südseekönig“. Und „kleine Negerlein“ gibt es selbstverständlich auch bestenfalls noch im literarischen Untergrund.

Doch was uns sonst noch alles blühen könnte, davon können sich gegängelte Kontinentaleuropäer heute schon ein Bild in Großbritannien machen. Dort erließ kürzlich der Verlag *Oxford University Press* die Anordnung, dass in den von ihm herausgegebenen Kinderbüchern keine Abbildungen von Schweinen mehr vorkommen sollen. Es könnte nämlich sein, dass sich Muslime durch die Darstellung von Schweinen in ihrer kulturellen und religiösen Befindlichkeit gestört fühlen.

(...) Das Verbot von Schweineabbildungen ist nur ein weiterer konsequenter Schritt der Appeasement-Politik vor Muslimen. Schon seit Jahren terrorisieren etwa muslimische Eltern die Schulbetreiber quer durch ganz Großbritannien mit der Forderung, Schweinefleischgerichte von den Speiseplänen zu streichen. Viele Schulen haben auch diesen Forderungen längst nachgegeben.

Der Schlesier 7-8/15

Unlängst haben wir unserem Enkel das umgetaufte Buch geschenkt. Es heißt jetzt „Zehn kleine Kinderlein“ – aber die Bilder dürfen noch schwarze Kinder zeigen, eben Negerlein. Aber das klingt doch sympathisch, oder?

85.000 demonstrieren für das Leben

Zehntausende Abtreibungsgegner haben am Sonntag in Bratislava an einer der größten Demonstrationen seit dem Ende des Kommunismus teilgenommen. Sie waren dem Aufruf der katholischen Bischöfe der Slowakei gefolgt. Unter dem Titel „Marsch für das Leben“ forderten die Abtreibungsgegner Gesetzesände-

Pressesplitter kommentiert

rungen zum Schutz des ungeborenen Lebens vor Abtreibungen und zur Förderung der traditionellen Familie. Sie kritisierten aber auch die als „Gender-Ideologie“ bezeichnete Gleichstellung von Frauen und Männern. Nach Organisiatoreinschätzungen waren es bis zu 85.000 Menschen.

religion.orf.at v. 20.9.15

Wirklich eindrucksvolle Zahlen für ein kleines Land! Hoffentlich eine Ermutigung für die deutschen Christen. Denn beim „Marsch für das Leben in Berlin“ nahmen heuer „nur“ 7.500 Personen (allerdings ein neuer Rekord) teil – erstmals auch deutsche Bischöfe. Bei solchen Aktionen in der Öffentlichkeit ist es allerdings gut, nicht zu vergessen, was eigentlich Aufgabe des Christen ist:

Christen müssen nicht die Welt verändern

Als Christ zu leben, war nie einfach. (...) Nach dem Evangelium zu leben, hat zu jeder Zeit dazu herausgefordert, in gewisser Weise mit dem sozialen Umfeld zu brechen. Wer von einer vom Evangelium geprägten harmonischen Gesellschaft träumt, folgt einem Mythos. So etwas gibt es nicht! Das erste Ziel des Christen besteht nicht darin, die Welt zu verändern, sondern sein eigenes Herz, damit durch diese Bekehrung sich auch die Welt verändere.

Kardinal André Vingt-Trois in Famille Chrétienne v. 24.-30.10.15

Wie manche Medien manipulieren

In Schweden berichteten jüngst die meisten Medien über eine höchst brutale und spektakuläre Gruppenvergewaltigung an Bord der beliebten Fähre „Amorella“, die zwischen Stockholm und Åbo in Finnland pendelt. „Etlche schwedische Män-

ner der Vergewaltigung auf der Finnland-Fähre verdächtigt“, berichtete die Tageszeitung *Dagens Nyheter*, „Sechs schwedische Männer vergewaltigten Frau in Kabine“ die Konkurrenten vom *Aftonbladet*, „Sechs Schweden wegen Vergewaltigung auf Fähre verhaftet“, wusste das Boulevardblatt *Expressen*. Das ist insofern bemerkenswert, als sieben der acht Verdächtigen Somalier waren und einer Iraker. Keiner von ihnen besitzt die schwedische Staatsangehörigkeit. Schweden kann man diese Herren also beim besten Willen nicht nennen.

Von einem Kollegen gefragt, warum sie so verzerrend berichten würden, reagierten die Journalisten eher ungehalten, man wolle eben nicht Fremdenfeindlichkeit erzeugen.

Ganz ähnliches spielte sich kürzlich im deutschen Fernsehen ab. Die Chefredakteurin der ZDF-Sendung *Aktenzeichen XY* ordnete an, einen fix und fertig produzierten Kurzfilm, mit dem in Deutschland nach einem brutalen Vergewaltiger gefahndet werden sollte, doch nicht auszustrahlen. Und zwar, weil der mutmaßliche Täter ein Schwarzer ist. Ihre krause Rechtfertigung: Der Zeitpunkt passe nicht, man solle keine Vorurteile gegen Migranten befördern. Erst nach einer Intervention der deutschen Polizei wurde der Film doch noch ausgestrahlt.

Christian Ortner in fischundfleisch.com v. 14.9.15

Ähnlich „gefärbt“ sind die Berichte von der über uns hinweggehenden Flüchtlingswelle: Bilder trostloser Frauen und Kinder verdecken, dass der Großteil der Flüchtlinge junge Männer sind; Versuche, Ordnung in das zum Teil chaotische Geschehen zu bringen, werden als rechtsradikale Kritik gebrandmarkt. Man erinnere sich an die Berichterstattung

über Ungarn.

Viele Muslime bekehren sich

Auszug aus einem Interview mit Pfarrer Martens von der evangelisch-lutherischen Kirche in Berlin:

PFARRER GOTTFRIED MARTENS:

Wir plätzen sonntags aus allen Nähten. Mittlerweise gehören 600 Iraner und Afghanen zu unserer Gemeinde. 150 habe ich allein in diesem Jahr getauft. Und jede Woche kommen neue Flüchtlinge, die Gemeindeglieder werden wollen. Wir bauen nun einen neuen Gemeindeaal hinter der Kirche.

Was müssen die Flüchtlinge tun, um Christ zu werden?

MARTENS: Ich gebe rund drei Monate Taufunterricht gemeinsam mit einem Dolmetscher, der ins Farsi übersetzt. Ich erwarte dann auch einiges. Die Zehn Gebote müssen sitzen, das Vater-

600 Iraner und Afghanen gehören zur Pfarre

unser, das Glaubensbekenntnis, die Sakramente. Und natürlich erwarte ich, dass die Taufbewerber regelmäßig an den Gottesdiensten und am Gemeindeleben teilnehmen.

Wie gehen Sie sicher, dass das Konvertieren keine Taktik ist, um Asyl zu bekommen?

MARTENS: Vor der Taufe halte ich Prüfungen auf Farsi ab. Da fühle ich schon auf den Zahn. Die Taufbewerber müssen erklären können, warum sie Christen werden wollen, und zeigen, was sie gelernt haben. Natürlich werden unsere Flüchtlinge von manchem verdächtigt, aus asyltaktischen Gründen zum Christentum überzutreten, aber da passen wir schon sehr auf. Man müsste schon ein enorm guter Schauspieler sein, um uns auszutricksen. Viele Taufbewerber haben sich ja schon in ihrer Heimat dem christlichen Glauben zugewandt und sind vor dem Islam geflohen.

Die Welt-online v. 18.9.15

Hör's katholische Kirche und bedenke, dass Integration der Muslime am wirksamsten durch Bekehrung zu Jesus Christus erfolgt – nicht durch Indoktrination mit Europas

Konsumideologie.**Genetische Experimente mit Menschen**

Mitte September stellte die Stammzellforscherin Kathy Niakan vom Francis-Crick-Institute in London bei der britischen Aufsichtsbehörde HFEA (...) einen Antrag, der an ethischer Brisanz schwer zu überbieten ist. Denn Niakan will von der HFEA die Genehmigung erhalten, das Erbgut menschlicher Embryonen zu verändern, die ursprünglich zum Zwecke künstlicher Befruchtung erzeugt wurden, von ihren Auftraggebern aber zur Herbeiführung einer Schwangerschaft nicht mehr benötigt werden und der Forschung zur Verfügung gestellt wurden. Durch gezielte Manipulation, bei denen einzelne Abschnitte des Genoms der Embryonen herausgeschnitten und andere eingefügt werden sollen, will Niakan herausfinden, welche Gene die Zell- und Organentwicklung früher Embryonen regulieren. (...) „Wichtig“ sei außerdem, versichert die Forscherin, dass „alle gespendeten Embryonen, im Einklang mit den Vorschriften der HFEA, nur zu Forschungszwecken verwendet werden“. Mit anderen Worten: jeder der ursprünglich zu einem Zweck künstlich erzeugten Embryonen, der Niakan Experimente überlebt, wird die Petrischale nicht verlassen. „Forschungsembryonen“ haben eine gesetzlich streng limitierte Lebensdauer von maximal 14 Tagen. So schreiben es die in Großbritannien geltenden Regeln vor.

Die Tagespost v. 8.10.15

Im Klartext: In der Petri-Schale gezeugte, nicht eingepflanzte Kinder werden der Forschung für Experimente mit unabsehbaren Folgen zur Verfügung gestellt. Diese verpflichtet sich dafür, die kleinen menschlichen Wesen nach 14 Tagen umzubringen. Welche Unmenschlichkeit im „Dienst der Wissenschaft! Und: Wer kann überprüfen, ob dies nicht ohnedies geschieht? Der Traum, den Menschen neu zu konstruieren, geht zunehmend in Erfüllung. Wie komplett des-

orientiert heute das Denken ist (ungeborene Kälber schützen, ja, ungeborene Kinder, nein), illustriert auch folgende Meldung:

Große Sorge um ungeborene Kälber

„Es ist absolut inakzeptabel, dass trächtige Kühe geschlachtet werden. Deswegen wollen und müssen wir etwas dagegen tun,“ sagt Bundeslandwirtschaftsminister Christian Schmidt (CSU). Er wird dabei von den Schlachthausveterinären, von der deutschen Fleischwirtschaft und vom deutschen Bauernverband unterstützt. Was ist die Begründung? Die ungeborenen Kälber ersticken nach dem Tod der Kuh in



85.000 demonstrieren in Bratislava für den Lebensschutz

einem Prozess, der bis zu 20 Minuten dauern kann. Das sei aus ethischen Gründen nicht vertretbar. Die Initiative des Bundeslandwirtschaftsministers für die ungeborenen Kälber ist zu begrüßen. Sie provoziert aber gleichzeitig die Frage, ob es ethisch vertretbar ist, dass ungeborene Kinder im Mutterleib getötet werden dürfen? Auch Abtreibung ist qualvoll!

IK-Nachrichten 8-9/2015

Kaum eingetragene Partnerschaften

Im ersten Halbjahr 2015 wurden in Österreich 19.738 Ehen geschlossen und 159 eingetragene Partnerschaften begründet, wie aus vorläufigen Daten von Statistik Austria hervorgeht. Etwa je rund ein Fünftel der Eheschließungen erfolgte dabei von in Wien und Niederösterreich

wohnhaften Paaren. Etwas weniger als die Hälfte (42,8%) aller eingetragenen Partnerschaften wurde von in Wien wohnhaften Paaren begründet.

Statistik Austria Pressemitteilung: 11.133-193/15

Zahlen, die man sich für Debatten über das Thema Homo-„Ehe“ merken sollte. Die Zahl der gleichgeschlechtlichen Paare, die eine rechtliche Bindung eingehen wollen, ist verschwindend gering: im Vergleich zu den Ehen: 0,8%.

Zu wenige Abtreibungsärzte

Man kann noch so oft wiederholen, dass die Abtreibung eine banale Routinehandlung ist, so

kategorisch zusammen: „Das Geltendmachen von Gewissensgründen muss, dort, wo sie gestattet ist, reguliert werden.“

Présent v. 12.8.15

Eine an sich höchst erfreuliche Meldung: Immer weniger Ärzte sind bereit, sich in dieses Tötungsgeschäft einzuspannen zu lassen. Aber wie reagiert die WHO – wohlgerne die Weltgesundheitsorganisation? Sie erwägt das Aushebeln von Grundrechten, um den Tötungsbetrieb aufrechtzuerhalten! So hat sich Abtreibung zum Recht gemauert, für das sogar geworben wird:

Werbung für Abtreibung

„Mein Leib gehört mir.“ Ein Tattoo auf dem Arm von Marisol Touraine, der Ministerin für Gesundheit. Ein Slogan: „Abtreibung: mein Leib, meine Wahl, mein Recht“ ist die Parole einer Werbekampagne für Abtreibung, die seit dem 28. September läuft. Ein ernstes Thema, auf das die französische Bischofskonferenz sofort geantwortet hat. Am 30. September hat sie in einem Kommuniké erinnert, dass sie Abtreibung grundsätzlich ablehnt.

Famille Chrétienne v. 10.-16.10.15

Gott sei Dank reagiert da die Kirche – in Frankreich ebenso wie in Afrika:

Schluss mit dem Kolonialismus

„Wir flehen euch an, mit diesen schmutzigen Kampagnen, die darauf abzielen, die Kultur des Todes auf unserem Kontinent zu verbreiten, Schluss zu machen,“ das verlangen die Bischöfe Afrikas und Madagaskars in einer langen gemeinsamen Erklärung. Sie wurde im Hinblick auf die Verabschiedung eines Weltentwicklungsplans der UNO für die Zeit nach 2015 beschlossen. In der Erklärung prangern die Bischöfe den „ideologischen Kolonialismus an, der auf die Zerstörung der Familien abzielt“, wobei sie insbesondere auf die Abtreibung, die Verhütung und die Gender-Ideologie, die von den UNO-Programmen propagiert werden, hinweisen.

Famille Chrétienne v. 26.9-2.10.15

Worte des Papstes

Gott segnet eure Liebe

Wir erleben heute das Paradox einer globalisierten Welt, in der wir viele Luxuswohnungen und Wolkenkratzer sehen, aber immer weniger die Wärme des Zuhauses und der Familie spüren; viele ehrgeizige Pläne, aber wenig Zeit, um das Erreichte wirklich zu leben; viele ausgeklügelte Mittel zur Unterhaltung, aber eine ständig wachsende Leere im Herzen; viele Vergnügungen, aber wenig Liebe; viel Freiheit, aber wenig Selbständigkeit... Kontinuierlich nimmt die Zahl derer zu, die sich allein fühlen, aber auch derer, die sich im Egoismus, in der Schwermut, in zerstörerischer Gewalt oder in der Sklaverei des Vergnügens oder des Götzen Geld verschließen. (...) In der Familie spiegelt sich diese Situation wider. Immer weniger Ernsthaftigkeit in dem Bemühen, eine solide und fruchtbare Liebesbeziehung durchzutragen: in Gesundheit und Krankheit, in Reichtum und Armut, in guten wie in bösen Tagen.

Die dauerhafte, treue, gewissenhafte, tragfähige, fruchtbare Liebe wird immer mehr belächelt und angesehen, als sei sie etwas Altertümliches. Es scheint, dass

Medjugorje

Liebe Kinder!

Auch heute bitte ich den Heiligen Geist, dass Er eure Herzen mit starkem Glauben erfülle. Das Gebet und der Glaube werden euer Herz mit Liebe und Freude erfüllen und ihr werdet Zeichen sein für jene, die fern von Gott sind. Meine lieben Kinder, regt einander zum Gebet mit dem Herzen an, damit das Gebet euer Leben erfüllt und ihr, meine liebe Kinder, jeden Tag über allem Zeugen werdet, Gott in der Anbetung und dem Nächsten in Not zu dienen. Ich bin mit euch und halte Fürsprache für euch alle. Danke, dass ihr meinem Ruf gefolgt seid!“

Medjugorje, am 25. September 2015

die am weitesten entwickelten Gesellschaften gerade die sind, die die niedrigste Geburtenrate und die höchste Quote an Abtreibungen, Scheidungen, Freitod, Umweltverschmutzung und sozialer Ungerechtigkeit haben.

Wir hören weiter in der ersten Lesung, dass das Herz Gottes sich beim Anblick der Einsamkeit



Adams gleichsam betrübte und er sagte: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein bleibt. Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht“ (Gen 2,18). Diese Worte zeigen, dass nichts das Herz des Menschen so glücklich macht wie ein Herz, das ihm gleicht, das ihm entspricht, das ihn liebt und ihn von der Einsamkeit, von dem Gefühl, allein zu sein, befreit. Sie zeigen auch, dass Gott den Menschen nicht zu einem Leben in Traurigkeit und Alleinsein erschaffen hat, sondern für ein Leben im Glück, in dem er seinen

Weg gemeinsam mit einer anderen Person geht, die ihn ergänzt, damit er die wunderbare Erfahrung der Liebe macht: zu lieben und geliebt zu werden; damit er seine fruchtbare Liebe in seinen Kindern sieht...

Das ist der Traum Gottes für sein geliebtes Geschöpf: zu sehen, dass es sich verwirklicht in der Vereinigung der Liebe zwischen Mann und Frau, glücklich auf dem gemeinsamen Weg, fruchtbar in der gegenseitigen Hingabe. Es ist derselbe Plan, den Jesus im heutigen Evangelium mit diesen Worten zusammenfasst: „Am Anfang der Schöpfung aber hat Gott sie als Mann und Frau geschaffen. Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und sich an seine Frau binden und die zwei werden ein Fleisch sein. Sie sind also nicht mehr zwei, sondern eins.“

Angesichts der rhetorischen Frage, die Jesus gestellt wurde (...) antwortet er unverblümt und überraschend: Er führt alles auf den Ursprung zurück, auf den Ursprung der Schöpfung, um uns zu lehren, dass Gott die menschliche Liebe segnet, dass es ist, der die Herzen eines Mannes und einer Frau, die einander lieben, verbindet und dass er sie in der Einheit und Unauflöslichkeit verbindet. Das bedeutet, dass das Ziel des ehelichen Lebens nicht nur darin besteht, für immer zusammenzuleben, sondern für immer einander zu lieben!

Aus der Predigt bei der Eröffnung der Bischofssynode am 4.10.15

Vision 2000

Herausgeber und Verleger:
Verein VISION 2000,
Beatrixgasse 14a/12,
A-1030 Wien, Österreich
Tel/Fax: +43 1 5869411
E-Mail: vision2000@aon.at
Internet: www.vision2000.at
 Redaktion:
Alexa und Dr. Christof Gaspari,
Joseph Doblhoff
 F.d.l.v.: Dr. Christof Gaspari
 DVR-Nr 0675482

Hersteller: Druckerei Danek,
 A-7053 Hornstein

Bildnachweis: APA (9), Begsteiger (1), ICF (2), Archiv, privat

Blattlinie: VISION 2000 ist ein Medium, das Mut zu einem christlichen Leben machen will und Christen Orientierung zu bieten versucht. Wir freuen uns über den Nachdruck unserer Texte, bitten aber um Quellenangabe.

Foyer de Charité – Haus am Sonntagberg

27. Dezember bis 1. Jänner
 „Fürchtet euch nicht, denn ich verkünde euch eine große Freude“ Schweigeexerzitionen mit P. Ernst Leopold Strachwitz

2. bis 8. Februar

„Jesus ging an einen einsamen Ort, um zu beten“ Schweigeexerzitionen mit P. Ernst Leopold Strachwitz

Info+Anmeldung: Foyer de Charité, „Haus am Sonntagberg“, Sonntagberg 6, A-3332 Sonntagberg, Tel: 07448 3339, www.foyersonntagberg.at

Pilgerreise ins Heilige Land

Pilgerreise ins Heilige Land findet im kommenden Jahr statt. Reiseleitung: Karl-Heinz und Louisa Fleckenstein; Geistliche Leitung: Pfarrer Konstantin Spiegelfeld.

Zeit: 31. Jänner bis 7. Februar 2016

Info & Anmeldung: 0043 (0)1 2146 494

Exerzitionen

Exerzitionen zur Erneuerung und Vertiefung des Glaubens vor dem Jahr der Barmherzigkeit mit P. Smiljan Kozul OFM und Ehepaar Obereder „Maria im Heilsplan Gottes“

Zeit: 5. bis 8. Dezember

Ort: Exerzitionenhaus Subiaco, Kremsmünster

Info: 07583 5288

Sendungsfeier

Die Salzburger Akademie für Ehe und Familie lädt zur Zertifikatsverleihung zum Familienassistenten ihres jüngsten zweijährigen Kurses ein

Zeit: 31. Jänner 13 Uhr 30

Ort: Bildungszentrum St.

Virgil, Salzburg

Weitere Ankündigungen S. 29, 15.

Zu guter Letzt

„Ihr Wagen ist überladen! Ich muss Ihnen den Führerschein abnehmen,“ sagt der Polizist im strengen Ton zum Lkw-Fahrer.

„Sie scherzen wohl,“ antwortet dieser und ergänzt: „Der Führerschein da, das kleine Ding, wiegt doch höchstens 50 Gramm!“